

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der unheimliche Templer

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der unheimliche Templer

John Sinclair Nr. 526

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 02.08.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der unheimliche Templer

Der Abbé war blind und sah trotzdem!

Angst schüttelte seinen Körper. Die Hände zitterten wie die eines Greises. Nur mit äußerster Willenskraft hielt er den blutroten Würfel fest, weil er den Kontakt brauchte. Er wußte von dem drohenden Unheil, denn der Würfel hatte ihm die Botschaft übermittelt. Der Abbé spürte die Gefahr, auch wenn er sie nicht in Worte hätte fassen können. Er selbst – gefangen von der ewigen Dunkelheit, die blinden Augen hinter den schwarzen Gläsern der Brille verborgen – sah trotzdem hinein in eine Welt, die jenseits des Erkennbaren lag. Er »beobachtete« eine Reinkarnation des Bösen, ein schwebendes und lauerndes Etwas, irgendwo, aber nicht ortsmäßig zu bestimmen…

Der Abbé atmete tief ein. Es hörte sich an wie ein schweres Seufzen.

Dann räusperte er sich, er wollte etwas sagen, um sich durch die Worte zu beruhigen, nur bekam er keinen Ton heraus. Die Worte blieben im Hals stecken.

Seine Hände, die den Würfel festhielten, zitterten, weil er sie etwas angehoben hatte. Langsam sanken sie zurück auf den einfachen Holztisch vor ihm.

Schwer atmete der Abbé aus. Die Hände lösten sich vom Würfel.

Der Schweiß klebte wie Leim auf dem Gesicht des grauhaarigen Mannes mit den hageren Wangen, der sein Schicksal mit einer bewundernswerten Fassung trug.

Seine Zunge huschte durch den Spalt zwischen den Lippen. Sie fühlten sich rauh und rissig an. Er spürte den Durst, in seinem Innern schien es zu brennen.

Sehr langsam drehte er sich auf seinem Stuhl, griff nach links, wo der Eisenstock mit dem gekrümmten Griff am Tisch lehnte, hob ihn an und hämmerte gegen die Tür.

Dreimal pochte er vor das Holz, damit die anderen Männer, die zu seiner Templer-Gruppe gehörten, Bescheid wußten. Es war ihr Zeichen. So wußten die anderen, daß der Abbé etwas brauchte.

Schon bald erschien ein Templer-Bruder. Er hieß André und fand Bloch, schwer atmend und erschöpft, auf dem Stuhl hockend, den Rücken gegen die Lehne gepreßt.

»Was kann ich für dich tun, Abbé?« Die Stimme des Mannes klang besorgt. Ihm gefiel der Zustand nicht.

»Wasser, bitte! Bring mir etwas zu trinken, André!« Bloch hatte ihn an der Stimme erkannt.

»Ja, sofort.« André ließ Bloch allein und eilte zum Wasserhahn.

Der Templer-Führer hatte seine Hand auf den Würfel gelegt. Er wollte den Kontakt einfach haben, ihn nur nicht abreißen lassen.

Dieser Würfel war wichtig für ihn.

Der Schweiß hatte sich auch auf seinem Körper ausgebreitet. Die Luft im Raum war stickig geworden. Sie schien einen Teil der Gefahr, die der Abbé gesehen hatte, aufgesaugt zu haben.

Seine Augendeckel zitterten. Er hörte die Schritte, danach das öffnen der Tür und Andrés Stimme. »Bitte, Abbé, hier steht ein Glas mit frischem Wasser.«

»Ich danke dir.«

»Kann ich sonst noch etwas für dich tun?«

»Nein.«

»Geht es dir gut?« klang die zweifelnde Frage auf.

Bloch umklammerte mit der rechten Hand das Wasserglas. Es war kalt, so kalt wie der Inhalt. »Ich möchte allein sein. Hole du die anderen, und kommt zu mir, wenn ich euch rufe. Ich habe das Gefühl,

eine Gefahr braut sich zusammen. Aber ich muß ihn erst noch befragen, verstehst du?«

»Ja, Abbé!«

André zog sich zurück und ließ Bloch allein, der das Glas anhob und daraus trank. Das kühle Wasser rann über seine Zunge, fand den Weg in die Kehle, doch Bloch überkam der Eindruck, nicht Wasser zu trinken, sondern eine heiße Flüssigkeit, die in seinen Eingeweiden wie Feuer brannte. Er leerte das Glas auch nur zur Hälfte, dann schob er es zur Seite, weg von dem Würfel, damit es nicht störte.

Wieder legte er beide Hände um den geheimnisvollen Gegenstand. Sofort nahm er das andere, das nicht Faßbare, in sich auf. Dieses ungewöhnliche Vibrieren, für ihn eine ferne Botschaft aus einem anderen Reich. Aus der Welt der Dämonen, der Unheimlichen.

Die Wolke!

Er »sah« sie.

Sie schwebte in noch unerreichbarer Ferne, sie zitterte, sie schwamm und schwankte – aber sie rückte näher.

Er war ihr Ziel!

Der Abbé saß starr auf seinem Stuhl. ER hatte jetzt Gewißheit darüber bekommen, daß die Wolke allein ihn meinte, daß sie Gefahr bringen würde und diese Gefahr sich auch zeigen würde.

Der Würfel hatte sich erwärmt. Hätte der Abbé sehen können, so hätte er in der Fläche die helleren Schlieren erkannt, die sich dort bewegten. Sie glichen kleinen, hellen Fäden, die sich durch zuckende Bewegungen vorandrückten und somit eine magische Energie abgaben, deren Ströme den Abbé erreichten und ihn »sehen« ließen.

Die Gefahr nahm Gestalt an. Aus der Wolke schälte sich etwas hervor, das entfernte Ähnlichkeit mit einem Gesicht besaß. Männliche Züge, sehr hart und unbeugsam, beinahe schon grausam.

Der Abbé kannte das Gesicht. Er schrak zusammen, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Seine Finger bewegten sich, sie umklammerten den Würfel noch härter, als wollten sie ihn zerquetschen.

Dann erkannte er das Gesicht. Es gehörte einem Menschen, der sich der Hölle verschworen hatte.

Vincent van Akkeren!

Er war es, der sich in der Wolke zeigte. In der Hand hielt er einen Gegenstand, der aussah wie ein viereckiger, dunkler Kasten mit einem gläsernen Auge.

Bloch wußte zunächst nicht, was er damit anfangen wollte. Er konnte ihn nicht identifizieren, bis sich die Hand ihm so weit »näherte«, daß er ihn erkannte.

Es war eine Kamera!

Regungslos blieb Bloch sitzen. Dabei überlegte er fieberhaft, was

diese Gestik bedeuten konnte. Nur kam er nicht mehr dazu, sich noch stärker zu konzentrieren, denn aus dem Hintergrund der dunklen Wolke schob sich eine zweite Gestalt hervor.

Ein Mann mit grauem Gesicht und bösen, starren, bleichen Augen, die wie Kugeln darin lagen.

Der Abbé überlegte. Seine Gedanken rasten. Fieberhaft dachte er nach, denn diese Gestalt war ihm nicht unbekannt. Er hatte sie schon gesehen, auf Bildern, auf…

Plötzlich wußte er Bescheid!

Hinter dem Grusel-Star Vincent van Akkeren stand der unheimliche Ariol Le Duc – ein Templer der grausamen Art, der längst irgendwo in Frankreich vermoderte.

Er hatte zu denen gehört, die damals die Trennung vollzogen hatten und Baphometh dienen wollten. Er war längst umgekommen, so hieß es jedenfalls.

Nun schwebte er wie ein drohender Schatten hinter dem breiten Gesicht des Vincent van Akkeren.

Er, das Auge der Kamera und der Zombie-Templer, sie bildeten das grausame Dreigestirn.

Van Akkeren grinste. Wie er das tat und wie er seinen Mund dabei in die Breite zog, das konnte schon als diabolisch bezeichnet werden. Gleichzeitig auch als siegessicher, als würde bei ihm allmählich ein neuer Plan Gestalt annehmen.

Wie immer er aussehen mochte, alles, was van Akkeren bisher in die Wege geleitet hatte, hatte Böses zur Folge gehabt, Blut, Grauen und Tränen gebracht.

Auch jetzt würde es nicht anders sein.

Der Abbé ließ den Würfel so hastig los, als wäre dieser heiß geworden. Aus dem Mund des Mannes drang ein heiseres Krächzen.

Er kippte langsam nach vorn, dachte nicht mehr an das Glas und räumte es von der Tischplatte.

Auf dem Boden zerbrach es, die restliche Flüssigkeit versickerte.

Mit heiserer Stimme flüsterte der Templer einen Namen.

»John Sinclair! Ich… ich muß ihm Bescheid geben. John Sinclair…«

***

Die Themse war grau, das Wetter war grau, ebenso der Tote, der nahe der Tower Bridge angeschwemmt worden war und nun an der seichten Uferböschung lag wie ein Star, der auf eine Besichtigung wartet. Tatsächlich wurde er von einigen Männern besichtigt und umringt. Den Gesichtern der Leute war anzusehen, daß ihnen der Job keinen Spaß machte.

Tote und deren Fundplatz zu untersuchen, gehörte zum Job einer Mordkommission, nur taten sie es auch lieber bei Sonnenschein, als

unterhalb der mächtigen Mauern des Towers, wo es zog wie Hechtsuppe.

Besorgte Blicke galten dem Himmel, wo sich das Grau der Wolken noch verdichtet hatte. Mit ihren unteren Rändern schienen sie die Mauern und Bauten der Londoner City streifen zu wollen.

Die Temperatur war gesunken, es roch nicht mehr nach Regen, dafür nach Schnee.

Die Männer hatten ihre Hände in den Manteltaschen vergraben, die Kragen hochgestellt und schauten mit verkniffenen Gesichtern dorthin, wo die Uferböschung einen Randstreifen zeigte.

Dort hielt ein Wagen.

Es war ein Rover, aus dem ein Mann mit blonden Haaren stieg, den Kragen des gefütterten Trenchs hochklappte und einen Windstoß mitbekam, der das Haar hochwirbelte.

»Endlich!« stöhnte der Älteste unter den Männern, schaute auf seine Uhr und schob seinen Hut, einen alten Filz in den Nacken hinein. Sein Mantel stand offen. Darunter trug er einen Anzug mit Weste, die einige Brandlöcher zeigte und schon in ein Kleider-Museum gepaßt hätte.

Der Mann mit dem Hut hatte die Worte so laut gesprochen, daß der Blonde sie hören konnte und leise lachend die Böschung herab nach unten rutschte.

»In deinem Alter noch so in Eile, Tanner«, begrüßte ich den Chef der Mordkommission London-Mitte.

»Ich will die Zeit noch nutzen, die mir bleibt. Schon bald kann es mir ergehen wie ihm.« Er deutete auf den Toten, bevor er mir die Hand reichte.

Ich begrüßte Tanner und nickte dann seinen Leuten zu. Der Wind fuhr in meinen Rücken. Er heulte um die mächtigen Mauern des Tower, ein Wetter zum Weglaufen. Zudem fielen jetzt auch die ersten Tropfen aus den tief hängenden Wolken.

Wasser mit Schnee vermischt, ein kalter Schneeregen, den niemand mögen konnte.

Nur hätte es auch Steine oder was weiß ich regnen können, wenn Chiefinspektor Tanner mich rief, dann hatte er seinen Grund. Danach fragte ich ihn auch.

»Ein normaler Mord?«

»Ja.«

Ich ging ein paar Schritte vor. Die anderen hatten mir Platz geschaffen, damit ich mir den Toten besser anschauen konnte. Auch bei genauerem Hinsehen mußte ich feststellen, daß mir dieser Mann völlig unbekannt war.

Ich richtete mich wieder auf. »Sorry, Tanner, aber den kenne ich leider nicht.«

»Ich auch nicht.«
»Und weshalb sollte ich kommen?«
Tanner legte die Stirn in Falten, was seinem Gesicht einen noch zerknitterteren Ausdruck gab. »Wir haben ihn kurz untersucht und auch etwas bei ihm gefunden!«
Ich starrte Tanner an. »Sag nur nicht, daß du ein Foto…«
»Genau das, John.«
»Schon wieder«, stöhnte ich.
»Leider.«
»Kann ich die Aufnahme sehen?«
»Klar doch.« Tanner holte eine Plastikhülle aus der Tasche. In ihr steckte das Bild. Mit spitzen Fingern holte er es hervor. Ich nahm es ebenso behutsam an mich und deckte es mit dem Mantel ab, weil ich nicht wollte, daß nasse Schneeflocken darauf klatschten.
Es war eine makabre Aufnahme. Sie zeigte den Toten und seinen Mörder. Der Mörder stand hinter ihm, eine unheimliche, zombiehafte Gestalt, die in der Rechten ein Messer mit langer, breiter Klinge trug, den Arm halb erhoben hatte und auf den Mann einstach.
Die anderen Kollegen warteten gespannt auf meinen Kommentar, den ich nicht gab, weil mir einfach zu viele Gedanken durch den Kopf schossen, denn gegen Fotos war ich in der letzten Zeit allergisch geworden.
Es hatte damit angefangen, daß mir ein Foto zugeschickt worden war, auf dem ich zu sehen gewesen war. Und zwar als Toter in einer Blutlache. [1]
Ich war dieser Spur natürlich nachgegangen und bei einem Fotografen namens Al Beli gelandet, der eine Kamera besaß, die Aufnahmen von Ereignissen schoß, die erst in der Zukunft passierten.
Ein Apparat, der durch die Hand des Teufels hergestellt worden war. Und Al Beli gehorchte dem Teufel, bis er erkennen mußte, daß diejenigen, die der Schwarzen Magie dienten, keinen Zusammenhalt untereinander besaßen, denn hinter der Kamera war noch eine zweite, sehr gefährliche Person hergewesen.
Vincent van Akkeren, der Grusel-Star.
Nicht ich hatte sie bekommen, sondern er. Und er war damit geflohen, ohne daß ich ihn hätte daran hindern können.
Und noch etwas war passiert. Judy Landers, ein totes Mädchen, dessen Geist keine Ruhe finden konnte, war in van Akkerens Körper hineingefahren und steckte nun in ihm.
Bei Judy Landers hatte sich das Schicksal auf grausame Art und Weise erfüllt. Sie war so gestorben wie das Foto, das man ihr gegeben hatte, es zeigte. Nur eben ihr Geist hatte nicht die Ruhe einer normalen Toten gefunden und war mit Vincent van Akkeren eine Einheit eingegangen. Ich hatte dies noch mitbekommen, wie van

Akkeren förmlich versuchte, den Geist des Mädchens auszuwürgen, was ihm anscheinend nicht gelungen war. Jedenfalls nicht in der Zeit, in der ich als Zeuge dabei gewesen war.

»Na?« fragte Tanner.

Ich räusperte mich. »Welch einen Kommentar erwartest du eigentlich von mir?«

»Vielleicht die Lösung?« Er schaute mich bei dieser Antwort grinsend an.

»Frag van Akkeren.«

»Der ist nicht greifbar.«

»Genau. Und wie heißt der Tote!«

»Frederick Wally.«

Ich hob die Schultern. »Der Name sagt mir nichts.«

»Auch nicht der andere. Der Name des Typs, der hinter Wally steht und sein Mörder ist?«

»Rück schon raus damit.«

»Ariol Le Duc!«

Ich runzelte die Stirn. »Le Duc, Ariol Le Duc. Hört sich französisch an.«

»Das ist es auch.«

»Und weiter?«

»Ich habe schon immer gesagt, daß ich mich auf meine Mitarbeiter fest verlassen kann. Manche von ihnen sind sehr bildungsbeflissen. So hat einer von ihnen im Urlaub eine Fahrt durch Frankreich gemacht, einen richtigen Bildungsurlaub. Als er das Bild sah, fiel ihm etwas ein. Er erinnerte sich.«

»An wen?«

»Das soll er dir selbst sagen. Smith, bitte.«

Ein kleiner, dunkelhaariger Mann in meinem Alter trat neben uns und nickte mir zu. »Ich kenne diesen Ariol Le Duc«, erklärte er. »Es war in Frankreich, im letzten Jahr. Ich machte eine Schlössertour im Loiretal. Unter anderem haben wir auch dem Château Le Duc einen Besuch abgestattet. Und dort befindet sich ein Bild, das heißt, mehr ein Gemälde. Da habe ich den gleichen Kerl gesehen wie hier auf dem Foto, und ich irre mich nicht.«

»Moment«, sagte ich und hob die Hand. »Sie sind sich absolut sicher, daß es sich nur um Ariol Le Duc handeln kann?«

»Ganz klar. Ich habe ihn sogar fotografiert. Wenn Sie gestatten, hole ich die Aufnahme.«

»Das wäre nicht schlecht. Allerdings später. Da Sie sehr bildungsbeflissen sind, können Sie mir sagen, was hinter diesem Ariol Le Duc steht. Was er für eine Vergangenheit hat, für eine Historie?«

»Sicher, er war ein Templer. Ein Tempel-Ritter.«

Ich bekam einen starren Blick. »Ach nein…«

Smith war leicht beleidigt. »Mr. Sinclair, Geschichte ist mein Hobby. Ich kenne mich darin aus. Sie brauchen an meinen Worten wirklich nicht zu zweifeln. Ariol Le Duc war zu seiner Zeit ein Templer.«
»Zu welcher Sorte zählte er denn?«
Der Beamte winkte ab. »Zur schrecklichsten, die Sie sich vorstellen können. Er war ein Brandstifter, ein Mörder. Er hat seine Untertanen geknechtet…«
»Wo liegt das Schloß genau?«
»Am Ufer der Loire, südlich von St. Etienne. Eingepackt in eine wunderschöne Gegend, Romantik natur, wenn Sie so wollen. Dort habe ich die Aufnahme geschossen.«
»Weshalb?«
»Dieser Ariol Le Duc gefiel mir einfach. Er war anders als die übrigen. Er hatte so etwas Dämonisches in seinem Wesen, verstehen Sie? Irgendwie grauenvoll.«
»Das kann sein. Wenn wir jedoch davon ausgehen, daß er der Mörder dieses Frederic Wally ist, müssen wir annehmen, daß Le Duc überhaupt nicht gestorben ist.«
»Ein Zombie«, bemerkte Tanner.
»Richtig. Ein Templer-Zombie aus Frankreich. Wally war wohl Engländer. Weshalb hat man ihn getötet und in die Themse geworfen. Man hätte ihn auch in die Loire stoßen können. Das wäre viel besser gewesen. Was hat er in Frankreich gesucht?«
»Keine Ahnung«, sagte Tanner. »Das heißt, doch. Er war beruflich da unten. Als Restaurator. Le Duc arbeitet daran, alte Bilder wieder auf Vordermann zu bringen. Man muß ihn geholt haben.«
»Le Duc?« fragte ich lächelnd.
»Was spricht dagegen, John?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Jedenfalls ist das Foto für mich ein Beweis, daß van Akkeren im Hintergrund mitmischt. Nur er besitzt diese verfluchte Kamera.«
»Dann mußt du ihn suchen.«
»Das weiß ich auch. Über Frederic Wally.«
»Wenn es geht.«
»Gib mir seine Adresse, bitte.«
Tanner hatte schon alles aufgeschrieben. Ich bekam den Zettel in die Hand gedrückt, schaute darauf und wunderte mich. »Der wohnt ja doch in Frankreich. Jedenfalls hört sich der Name französisch an.«
Ich buchstabierte ihn. »Cerbac.«
»An der Loire«, bestätigte Smith.
»Und weshalb warf man ihn dann in die Themse?«
»Weil er in London zu Besuch war. Wir haben in seiner Tasche einen Zimmerschlüssel vom Goring Hotel gefunden. Was er hier suchte, John, das kann ich dir nicht sagen.«

»Dann fahr' ich zum Hotel. Mal sehen, wie lange er schon in London gewohnt hat.«

»Soll ich das Foto holen?« meldete sich Smith. »Ich kann dann auch zum Hotel kommen.«

»Machen Sie das.«

Smith verschwand. Ich wandte mich wieder an den Chiefinspektor, den ich schon lange kannte und mittlerweile zu meinen Freunden zählte, obwohl ich ihm, jobbedingt, schon viel Ärger bereitet hatte. »Du bist außen vor. Ich schätze, daß ich an der schönen Loire weitersuchen muß.«

»Dann grüße die Schlösser von mir.«

»Mal sehen.« Ich warf noch einen letzten Blick auf die Leiche. Es hatte den Mann in London erwischt. War dieser Killer, Ariol Le Duc, in die Stadt gekommen, um Wally zu töten? War er ihm nachgereist – vielleicht als Zombie?

Viele Fragen, keine Antworten. Vielleicht bekam ich einen kleinen Teil davon gelöst, wenn ich dem Goring Hotel einen Besuch abstattete und dort nachhakte.

Tanner begleitete mich zum Rover. »Sieh zu, daß du diesen verfluchten Apparat zerhämmerst«, sagte er zum Abschied. Dabei atmete er schwerer als gewöhnlich. Der Hang hatte ihm Schwierigkeiten gemacht.

»Klar doch.« Ich zwinkerte ihm zu. »Ich werde mein Bestes tun. Nur reicht es manchmal nicht.«

»Gibst du auf, John?«

»Das sicherlich nicht. Ich sehe die ganze Angelegenheit nur realistisch. Van Akkeren ist gefährlich. Er hat sich wieder erholen können. Der Dunkle Gral befindet sich in meinem Besitz. Ich habe ihn noch nicht einsetzen können. Hinzu kommen diese Templer. Sie und van Akkeren sind eine brisante Mischung. Der Grusel-Star scheint wieder einmal den richtigen Partner gefunden zu haben.«

Tanner fuhr über seine Hutkrempe. »Ich habe nicht alles von dem begriffen, was du gesagt hast. Die Templer sind für mich Geschichte, Mystik, was weiß ich nicht alles. Wieso kümmert sich dieser van Akkeren um die Gruppe?«

»Ganz einfach. Er sieht sich als Nachfolger des Dämonenteufels Baphometh. Ihm diente einmal eine Templer-Gruppe. Die anderen sind ihrer alten Linie treu geblieben. In unserer Zeit scheint sich wieder das zu manifestieren, was in einer langen Vergangenheit seinen Anfang genommen hat. Es gibt wieder die gleichen Auseinandersetzungen, die gleichen Kämpfe, nur eben auf einer anderen Ebene.«

Tanner grinste. »Wenn du das sagst, John. Du hältst mich auf dem laufenden – okay?«

»Wie immer.« Ich stieg ein, winkte dem Chiefinspektor noch kurz zu und startete.

Mein Ziel war das Goring Hotel. Es ist ein traditionsreiches Haus und liegt für Geschäftsleute und etwas betuchtere Touristen citygünstig. Über dem breiten Eingang wehten Fahnen. Ich rollte auf die Auffahrt zu, sofort war ein Uniformierter zur Stelle und riß die Tür auf.

»Ich muß den Wagen hier stehenlassen, weil…«

»Sir, das ist nicht möglich.«

»Auch nicht für Scotland Yard?«

Man hatte dem Mann beigebracht, sich zu beherrschen. Das bewies er in diesem Moment. In seinem Gesicht zuckte nicht ein Muskel. »Natürlich, Sir, ich regle das.«

»Danke.«

Ich betrat wenig später die große Halle. Mit einem normalen Foyer hatte das nichts zu tun. Das Hotel atmete eine Gediegenheit und eben die große Tradition. Man bewegte sich möglichst leise, dazu paßte auch die gedämpfte Klaviermusik.

Hinter der Rezeption wartete ein Mann im dunklen Anzug auf mich. Er lächelte mir entgegen, und sein Gesicht zeigte dabei einen fragenden Ausdruck.

Ich schob meine Hand über das blanke Holz der Rezeptionstheke und drehte sie dann um, so daß die Fläche oben lag und frei war.

Der Portier konnte auf den Ausweis schauen.

»Polizei?« Er sprach sehr leise.

»Ja.«

»Wir haben in unserem Hotel…«

»Ich möchte Ihnen nur einige Fragen stellen, das ist alles.«

Er war beruhigt und lächelte. »Bitte, ich stehe zu Ihrer Verfügung, Mr. Sinclair.«

»Es geht mir um einen Ihrer Gäste. Er heißt Frederic Wally. Hat er bei Ihnen gewohnt?«

»Er wohnt noch bei uns, Sir.«

»Der Mann ist tot. Er wurde aus der Themse gefischt. Kann ich sein Zimmer sehen? Vielleicht finde ich irgendwelche Hinweise.«

»Selbstverständlich, Sir, kommen Sie mit.«

Wir fuhren mit einem breiten Aufzug in den vierten Stock, wo Wally gewohnt hatte. Mit einem Generalschlüssel öffnete der Portier die Tür und ließ mich eintreten.

Der Raum sah aufgeräumt aus. Ich schaute in den Schränken nach, aber auch in den Schubläden des Sideboards und der Nachtkonsole.

Dort fand ich nichts, was mich interessiert hätte. Auch in den Taschen der Anzüge nicht.

Blieb noch der Koffer, den ich aus dem Schrank holte und öffnete.

Ein schmaler Aktenordner fiel mir auf. Ich zog ihn hervor und

blätterte nach. Berechnungen und Zeichnungen fielen mir in die Hände. Wally war nicht nur ein Restaurator gewesen, er mußte sich auch in der Ingenieurswissenschaft ausgekannt haben, denn sämtliche Zeichnungen waren exakt durchgeführt worden. Eine perfekte Geometrie, wie ich fand.

Auf das Château fand ich keinerlei Hinweise. Möglicherweise gehörten die Zeichnungen dazu. Wally war schließlich Restaurator gewesen, nur hatte er die Blätter nicht mit dem Namen des Objekts beschriftet.

Der Portier stand mit auf dem Rücken verschränkten Händen in der offenen Tür und beobachtete mich wie ein Oberlehrer. Ich ließ den Schnellhefter wieder in den Koffer fallen, suchte noch einmal in den Anzug- und Jackentaschen nach, ohne etwas zu finden. Nicht einmal ein Buch über die Templer entdeckte ich.

»Nichts«, sagte ich zu dem Portier.

»Dann kann ich das Zimmer räumen lassen?«

»Ja.«

»Was geschieht mit dem Gepäck?«

»Verwahren Sie es vorläufig.«

»Sehr wohl, Sir.« Er trat zur Seite damit ich den Raum verlassen konnte.

Enttäuscht war ich nicht. Ich hatte einen Versuch unternommen, der fehlgeschlagen war. Wie schon so oft. Deshalb warf ich die Flinte noch lange nicht ins Korn.

In der Halle wartete Smith auf mich. Er schien soeben angekommen zu sein, war noch ziemlich atemlos und wühlte in seiner Manteltasche herum. »Ich habe das Bild, Mr. Sinclair, nein, ich habe es nicht oder doch…«

»Was denn nun?«

Er hob mir sein Gesicht entgegen. Der Blick irrlichterte. »Es ist komisch. Ich habe die Aufnahmen zwar entwickeln lassen, sie mir jedoch erst jetzt angesehen.«

»Und?«

»Da, sehen Sie!« Er zeigte mir endlich das Foto. »Was können Sie erkennen?«

»Nichts.«

»Genau, nichts. Alle Aufnahmen sind etwas geworden, nur dieses eine Bild nicht. Verstehen sie das, Mr. Sinclair?«

»Ja, das begreife ich. Dämonen lassen sich nun mal nicht fotografieren, mein Lieber…«

***

Smith schaute mich an, als hätte ich ihm wer weiß etwas erzählt.

»Was haben Sie da gesagt?«

Ich wiederholte den Satz.

Er lachte etwas schrill. »Soll das heißen, daß ich einen Dämon fotografiert habe?«

»So ist es.«

»Es war doch ein Bild.«

»Klar, so sieht es aus. Nur sind Sie sich hundertprozentig sicher, ein Bild fotografiert zu haben. Manchmal kann man sich täuschen. Wie dem auch sei, Mr. Smith, Sie brauchen sich darüber keine Gedanken zu machen. Das erledige ich schon.«

»Ich begreife es nicht. Das ist mir noch nie passiert.« Er starrte die Aufnahme an, als könnte er durch seinen Blick das Motiv hervorholen.

Der Portier schlich näher. »Kann ich Ihnen sonst noch behilflich sein, Sir?«

»Nein, danke. Good bye.«

Smith und ich verließen das Hotel. Der Kollege wollte mich noch ausfragen, ich blieb einsilbig. Außerdem mußte er zurück und ich ebenfalls. Ich wollte Suko über den neuen Fall informieren. Er hatte keine Lust gehabt, mit hinauszukommen und wartete im Büro.

Durch den dicken Verkehr quälte ich mich in Richtung Yard und wünschte mir wieder einmal, als Dienstfahrzeug einen Hubschrauber zu haben. Wie mir erging es vielen Menschen, und wie ich mußten auch viele darauf verzichten.

Etwas gestreßt traf ich beim Yard ein. Glenda Perkins, unsere Sekretärin, merkte mir an, daß etwas nicht stimmte. »Ärger gehabt?«

»Nein, nur der Verkehr ist wieder schlimm.«

»Das liegt am Wetter.«

Ich lachte. »Oder an den Autos.«

»Der Kaffee wird dir guttun.«

»Das glaube ich auch.«

Ich öffnete die Bürotür und fand Suko auf dem Boden kniend.

»Machst du Gymnastik?« fragte ich.

»Nein, ich suche einen Kugelschreiber.« Er fand ihn und tauchte wieder auf.

Ich hatte mich inzwischen gesetzt, schaute Suko an und nickte ihm zu. »Der Ärger geht weiter, Alter.«

»Der geht immer weiter.«

»Ich meine den mit van Akkeren.«

»Die Fotos?«

»Richtig. Es ist wieder eines aufgetaucht. Bei dem Toten, den die Themse angetrieben hat. Der Mann heißt Frederic Wally, ist Restaurator und anscheinend Franzose.«

»Was noch?«

»Nichts weiter. Bis auf die Kleinigkeit, daß er tot ist und ein gewisses Foto bei sich trug.« Ich gab einen knappen Bericht von dem, was in

den letzten beiden Stunden geschehen war. Glenda brachte inzwischen den Kaffee, der wie immer hervorragend schmeckte.

Heute trug das dunkelhaarige Wesen eine weiße Thermohose und einen lindgrünen, sehr weichen Pullover. Ein weißer Mantel hing auch in ihrem Zimmer am Garderobenständer.

»Ist was?« fragte sie, als sie meinen Blick sah.

Ich lachte. »Du bist so winterlich.«

»Draußen ist es auch kalt.«

»Das stimmt.«

Während ich Kaffee trank, sprach Suko mich wieder auf das Thema an. »Es sieht also so aus, daß uns eine Reise an die Loire bevorsteht – oder nicht?«

Glenda hatte mitgehört. »Herrlich«, schwärmte sie. »Die Schlösser an der Loire. Wie ich euch beneide.«

Ich winkte ab. »Langsam, Mädchen. Das wird keine Vergnügungsfahrt werden. Das ist reine Arbeit, verstehst du?«

»Nun ja…«

»Keine Ausrede, du bleibst hier, während wir…«

Dann läutete das Telefon. Da ich redete, nahm Suko ab. Er meldete sich, hörte kurz zu und bekam einen erstaunten Gesichtsausdruck. »Ja, natürlich, Abbé, der ist hier. Wie geht es dir?« Er lauschte und sagte dann: »Das kann ich mir vorstellen. Es ist schon eine Tragik, wenn man nichts sehen kann. Okay, ich gebe dir John Sinclair.«

»Tatsächlich Bloch?« fragte ich.

»Ja.«

»Das ist bestimmt kein Zufall.«

»Meine ich auch.«

Ich übernahm den Hörer, meldete mich und hörte meinen Templer-Freund. »Hallo, John, ich hoffe, es geht dir gut.«

»Sagen wir, nicht schlecht.«

»Dann bin ich zufrieden.«

»Was gibt es?«

Ich hörte seine Stimme ziemlich schwach. Entweder lag es an ihm oder an der Leitung, jedenfalls war der Empfang nicht optimal. Das Aufnahmeband lief mit. Um besser hören zu können, hielt ich mir das andere Ohr zu.

»Van Akkeren«, sagte der Abbé. »Du erinnerst dich?«

»Und ob.«

»Er ist wieder aktiv.«

»Ich weiß. Vor einigen Tagen noch ist er mir entwischt.«

»Und ich habe ihn gesehen.«

»Du? Als Blinder?«

»Indirekt, John, ich habe ihn indirekt gesehen. Er zeigte sich als Wolke, die schließlich seine Gestalt annahm. Es war einfach furchtbar.

Ich spürte den Druck, er schnürte mir die Kehle zu, und ich sah sein Grinsen.« In den nächsten Minuten erfuhr ich, was sich zugetragen hatte. Ich hörte sehr gespannt zu, über meinen Rücken rieselte eine Gänsehaut, und ich war mir sicher, daß es zwischen dem Schloß an der Loire und der Botschaft des Abbés einen Zusammenhang gab.

Zuletzt stellte Bloch eine Frage. »Hast du alles verstanden, John?«

»Natürlich.«

»Ich weiß nicht, was van Akkeren vorhat. Es wird jedenfalls kein Zuckerschlecken werden.«

»Nein, wir kommen nach Frankreich.«

»Zu uns?«

»Hör zu, Abbé.« Diesmal war ich an der Reihe und berichtete meinem Templer-Freund, was wir erlebt hatten. Bloch unterbrach mich mit keinem Wort. Er mußte ziemlich geschockt worden sein, denn mit einer derartigen Antwort hatte er nicht gerechnet. Ich hörte ihn atmen. »Geht es dir gut?« fragte ich.

»Ja, schon. Ich bin nur überrascht worden. Die Spur scheint an die Loire zu führen und nicht zu uns nach Alet-les-Bains.«

»Es sieht so aus.«

»Sollen wir versuchen, einzugreifen?«

Ich überlegte einen Moment. »Nein, Abbé, das nicht. Oder noch nicht. Vielleicht irren wir uns auch. Falls wir Hilfe nötig haben, werden wir uns mit euch in Verbindung setzen.«

»Gut, ich bleibe jedenfalls durch den Würfel in einem gewissen Kontakt.«

»Das wäre nicht schlecht. Noch eine Sache. Den Namen Ariol Le Duc hast du noch nie gehört?«

»Doch!« rief Bloch. »Ich kenne ihn. Wenn du die alten Bücher durchstöberst wirst du auf ihn stoßen. Er gehörte zu denen, die Schande über unseren Orden gebracht haben. Er hat sich getrennt und wechselte auf die Baphometh-Seite.«

»Weißt du, wie er starb?«

»Keine Ahnung. Seine Spur versickerte im Sande. In den Büchern ist auch nur wenig über ihn geschrieben worden. Er schien mir eine Art von Mitläufer zu sein.«

»Das stimmt ja wohl nicht.«

»Mittlerweile habe ich auch meine Zweifel.«

Wir gaben uns noch gute Ratschläge und unterbrachen dann die Verbindung. Suko schaltete das Band aus. »Es verdichtet sich«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Ich meine die Spuren.« Er zählte die nächsten Worte an den Fingern ab. »Frankreich, die Templer, van Akkeren, Abbé Bloch – wie gehabt.«

»Und doch wieder anders.«

»Das kann sein.«
»Wann willst du fliegen?«
»So rasch wie möglich.« Ich schob den Stuhl zurück und stand auf. »Zuvor aber will ich Sir James informieren.«
»Tu das, John. Ich kümmere mich um die Flugtickets.«

***

Im Sommer und im Herbst herrschte Hochbetrieb. Da fielen Touristenscharen in das Tal der Loire ein und bereisten die Schlösser, in denen sie übernachteten und hervorragend speisen konnten. Eine Reise zur Loire galt noch immer als etwas Besonderes und zog Menschen aus aller Herren Länder an.

Anders im Winter.

Da lagen die zahlreichen Burgen und Schlösser wie verschlafene Relikte aus einer fernen Vergangenheit zwischen den Hügeln, durch die sich die Loire wie ein breites Band schlängelte. Nichts wies mehr auf eine große Hektik hin. Die grandiose Landschaft war eingeschlafen. Auf den Bergen lag meist noch Schnee. Die Hänge, falls sie nicht verschneit waren, sahen braun und tot aus. Sie lagen ebenfalls in einem tiefen Schlaf und würden erst im März allmählich erwachen.

Der Winter dieses Jahres hatte bisher viel gebracht, außer Schnee.

Regen, mal mit Schnee vermischt, ansonsten viel Wind und auch warme Luftströmungen.

Wer jetzt noch eine Reise antrat, der zählte zu den Individualisten oder zu den Personen, die sich sehr für die Historie der Schlösser interessierten und denen das Wetter im Prinzip egal war. Sie wollten Wissen tanken, dafür nahmen sie auch kalte Tage in Kauf und eine Umgebung, die nicht gerade postkartenlike war.

So auch die kleine Gruppe noch relativ junger Menschen, die einen VW-Bus gemietet und sich von St. Etienne aus auf die Reise gemacht hatten, die sie in Richtung Süden führte, wo die Loire sich in zahlreichen Kurven und Kehren ihren Weg durch die romantische Landschaft gebahnt hatte.

Sie waren zu viert. Zwei junge Frauen und zwei Männer. Simone Dufour, Arlette Omere, Marcel Wächter und Frank Didier.

Franzosen, die ihr Land liebten und auch mit der Geschichte vertraut werden wollten. Sie stammten aus verschiedenen Berufen.

Verbunden waren sie durch das Hobby Vergangenheit.

Die vergangene Nacht war bei ihnen in den nächsten Tag übergegangen. Sie waren auf einem Schloß gewesen, dessen Besitzer seinen Weinkeller plündern wollte, so sehr hatte er sich über den Besuch der vier gefreut. Sie brachten Abwechslung in seine Einsamkeit, das hatte gefeiert werden müssen.

Der Morgen danach zeigte die verkaterten Gestalten, die sich anschauten, die Köpfe schüttelten, heißen Kaffee in sich hineingossen und gefragt wurden, ob sie nicht bleiben wollten.

Sie stimmten gemeinsam dagegen. Die letzte Nacht hatte ihnen ausgereicht. Zudem sah an diesem Tag das Wetter gar nicht mal schlecht aus. Zwar hingen noch dicke Wolken am Himmel, aber zwischen ihnen lugte eine blasse Sonne hervor.

Es mußte nur noch die Frage beantwortet werden, wer fahren sollte.

»Auslosen«, schlug die blonde Simone vor und strich die langen Strähnen zurück, um sie im Nacken durch ein Gummiband festzubinden.

Die übrigen waren einverstanden. Sie entschieden sich für Zündhölzer. Auch die Frauen konnten Auto fahren, und das Pech hatte Arlette Omere. Sie zog das längste Zündholz.

»Einverstanden?« fragte Marcel. Sein Haar war schwarz wie das Gefieder eines Raben, die Haut entsprechend dunkel. Er wirkte wie ein Südfranzose, dabei stammte Marcel Wächter aus dem Elsaß.

Arlette lächelte. »Bleibt mir etwas anderes übrig?« Sie stach von den drei übrigen Freunden ab. Ihre Mutter hatte zur Rasse der Kreolen gezählt, der Vater war ein Weißer gewesen. Arlette schien die Vorzüge von beiden mitbekommen zu haben. Sie war ein rassiges Girl, nach dem sich die Männer auf der Straße umdrehten. Das Haar fast zur kurzen Bürste geschnitten, das Gesicht sinnlich, ebenso wie die dunklen Augen, in denen ein geheimnisvolles Feuer zu brennen schien. An den Ohrläppchen hingen verschieden große Ringe. Ein runder auf der rechten, ein Viereck auf der linken Seite. Arlette liebte diese Art Kleidung. Auch jetzt trug sie zur grünen Hose eine rote Steppjacke, deren Reißverschluß sie hochzog, ein Zeichen für die anderen, in den VW-Bus einzusteigen.

Der Schloßbesitzer winkte ihnen vom Portal aus zu, als sie starteten und über den Hof rollten, anschließend über den schmalen Weg, den Haselnußsträucher begrenzten. Schließlich erreichten sie die Straße, die parallel zur Loire führte, den Wald an den Hängen durchschnitt, mal über schmale Grate hinwegglitt, sich senkte, an Höhe gewann und in zahlreiche Kurven auslief.

Fast immer besaßen die vier einen guten Blick auf den grauen Strom. Der wälzte sich durch das Bett. Mal war es ziemlich eng, dann wirbelte das Wasser, bildete Strudel und Stromschnellen, dann wieder, wenn das Bett an Breite gewann, floß die Loire ziemlich träge dahin. An solchen Abschnitten schauten auch Inseln aus der grauen Flut, denn die Loire führte nur wenig Wasser.

Neben Arlette hatte sich Marcel Wächter gesetzt. Simone Dufour und Frank Didier saßen hinter ihnen. Beide studierten die Karte, die auf ihren Knien lag.

Frank Didier litt mit seinen 27 Jahren unter Haarausfall. Er besaß eine Halbglatze. Nur auf dem Hinterkopf konnte sich noch ab und zu ein Friseur austoben. Das Haar wuchs bis in den Nacken. Buschige Brauen über den Augen gaben seinem Gesicht etwas Drohendes. Davon sollte man sich nicht täuschen lassen. Didier war ein sehr verträglicher Mensch.

Jetzt allerdings schüttelte er den Kopf, so daß es sogar Simone auffiel.

»Was hast du?«

»Mir gefällt die Reiseroute nicht.«

»Wieso?« Er hatte so laut gesprochen, daß sich Marcel Wächter umdrehte. »Sie war vorher abgemacht.«

»Nur ist das nächste Schloß, das wir erreichen, unbewohnt. Es heißt Château Le Duc.«

»Was ist daran schlimm?« fragte Simone.

Frank rieb die Spitze seiner leicht gekrümmten Nase. »Im Prinzip nichts. Nur eben, daß es unbewohnt ist. Jedenfalls steht das in meiner Information.«

»Die können sich auch irren!« Arlette, die Fahrerin, meldete sich.

»Das habe ich schon öfter erlebt. Liegt das Schloß denn genau auf unserem Weg?«

»Ja.«

»Dann fahren wir es einfach an. Oder was meint ihr?«

Arlette bekam eine allgemeine Zustimmung. Außerdem fühlte sich keiner so richtig in Form, um eine sehr weite Fahrt an diesem Tag auf sich zu nehmen.

»Wann werden wir ungefähr dort sein?« wollte Marcel wissen.

Didier rechnete kurz nach. »Wenn wir ohne Pause durchfahren, am frühen Nachmittag.«

»Und das nächste bewohnte Schloß?«

»Das würden wir erst am späten Abend erreichen.«

Simone klatschte in die Hände. »Kinder, wie wäre es denn, wenn wir einen Tag und eine Nacht auf einem unbewohnten Schloß verbringen. Wir haben sicherheitshalber die Schlafsäcke mitgenommen, den Proviant ebenfalls. Das wäre doch toll – oder nicht? Da könnten wir uns auch von den Strapazen erholen.«

»Keinen Einwand!« meldete sich Arlette als erste, die froh war, nicht so lange fahren zu müssen und sich auch nicht abwechseln lassen wollte.

Frank Didier zeigte als einziger keine große Begeisterung, wurde jedoch überstimmt.

»Was hast du dagegen?« flüsterte Simone ihm zu.

»Weiß ich auch nicht. Vielleicht mag ich keine Schlösser, die schon lange leerstehen. So eine alte Ruine mit halbzerfallenden Mauern,

durch deren Lücken der Wind pfeift, ist nicht mein Fall. Ehrlich.«

»Weißt du genau, daß es sich dabei um eine Ruine handelt?«

»Das nicht.«

»Eben. Vielleicht haben wir Glück und finden alles noch intakt vor. Wäre doch möglich.«

»Mal sehen.«

Ihre Unterhaltung versickerte. Sie waren einfach zu kaputt, um hochgeistige Gespräche zu führen.

So rollten sie weiter in die winterliche Einsamkeit des Loire-Tals hinein. Durch eine herrliche Gegend, begleitet vom grauen Wasser des Stroms und den dichten Wäldern, die hin und wieder allerdings Lücken aufwiesen, wo der Sturm gewütet hatte oder aus dem Geäst die Ruinen einer alten Burg schauten.

Nur zweimal begegnete ihnen ein Fahrzeug. Ein Reisebus und ein alter 2 CV. Ansonsten waren sie allein unterwegs.

Ab und zu senkte sich der Weg zum Fluß hin. Dann führte die Straße direkt am Wasser entlang, wo einige Blockhütten standen, die von Städtern als Wochenendhaus benutzt wurden.

Des öfteren jedoch durchkurvte die Straße die dunklen Wälder am Ufer des Flusses.

Die Sonne war gestiegen. Zwar hatte sie die Wolken nicht vertreiben können, aber so große Löcher in die Decke hineingerissen, daß ihre Strahlen die Erde erreichten.

Dann tupften sie wie lange Finger auf die Wälder nieder und berührten den Schnee, dessen Flächen wie weiße Inseln durch die dunklere Umgebung schimmerten.

Es war eine schöne Fahrt, die keiner von ihnen so recht genoß.

Auch die dunkelhäutige Arlette nicht, die sich sehr stark auf das Fahren konzentrieren mußte.

Als sie in eine langgestreckte Kurve einbog, konnte sie bereits erkennen, daß hinter ihr das Schloß lag.

»Château Le Duc«, meldete sie, stieß aber auf wenig Gegenliebe, die anderen waren zu kaputt, um zu reagieren. Nur Marcel Wächter meinte: »Sag Bescheid, wenn wir da sind.«

»Mach' ich.«

Das unbewohnte Schloß lag, von der Gruppe aus gesehen, auf der rechten Seite. Seine Mauern standen hoch über ihnen. Sie wuchsen aus dem winterlich kahlen Wald hervor, und schon vom Weg aus war zu sehen, daß das Gebäude nicht zerstört war. Aus Ruinen jedenfalls bestand es nicht. Zu jedem Schloß führte ein Weg hoch.

So war es auch hier, nur hatte Arlette Mühe, ihn zu finden, weil er fast zugewachsen war. Es glich schon einem Zufall, daß sie die Spuren entdeckten, die in den Wald hineinführten. Auf diesem Weg paßte der VW-Bus mit Ach und Krach.

Erst als die Zweige der Bäume wie starre Arme gegen die Karosserie des Wagens schlugen, wurden auch die anderen wach.

»Sind wir schon da?« fragte Simone, sich dabei die Augen reibend.

»Fast, wir…«

Arlette erschrak, stieß sogar einen leisen Schrei aus und würgte vor Schreck den Motor ab, weil vor ihnen etwas aufgeblitzt war und sie geblendet hatte.

Auch die anderen drei Mitfahrer waren überrascht. Niemand gab zunächst einen Kommentar ab.

»Was kann das gewesen sein?« fragte Simone schließlich.

»Das ähnelte einem Blitz«, meinte Marcel.

»Das war sogar einer«, erklärte Frank Didier.

Marcel drehte sich um. »Meinst du, daß wir fotografiert worden sind?«

»So ähnlich.«

»Wer sollte das denn tun?« fragte Simone.

»Keine Ahnung.«

Arlette Omere blieb stumm. Sie starrte durch die breite Scheibe und versuchte, in den Lücken zwischen den Ästen und Zweigen etwas zu erkennen. Dort bewegte sich nichts. Auch das sperrige Unterholz zitterte nicht.

»Fahr weiter«, sagte Marcel.

Frank Didier widersprach. »Lieber nicht.«

»Wieso? Willst du hier stehenbleiben?«

»Nein. Ich will aber auch nicht in das Schloß.«

»Merde! Was hast du dagegen?« Wächter hob die Arme und ließ die Hände klatschend auf seine Schenkel fallen.

»Mir gefällt der Bau eben nicht. Hinzu kommt dieses komische Blitzen. Das ist auch nicht normal gewesen. Oder kann mir einer von euch eine Erklärung geben?«

Das konnte niemand. Zurück wollten sie aber auch nicht. Also wurde Didier wieder überstimmt.

Arlette ließ den Motor an. Sie spielte mit Kupplung und Gas und ließ den Wagen über den kurvenreichen Weg in Richtung Schloß rollen.

Ein Gutes hatte diese Unterbrechung gebracht. Alle waren jetzt hellwach und achteten mehr auf die Umgebung als üblich. Sie quälten sich durch den dichten Wald, der trotz seiner winterlichen Kahlheit ziemlich dunkel war, denn Bäume, Sträucher und Unterholz wuchsen einfach zu dicht.

An einigen Stellen glich der Weg mehr einem Pfad aus Schlamm, durch den sich die Winterreifen mit ihrem dicken Profil wühlten und auch mal über quer wachsende Baumwurzeln sprangen.

Jeder wartete gespannt darauf, ob sich dieses Blitzen wiederholte.

Es tat sich nichts.

»Vielleicht haben wir uns auch getäuscht«, sagte Simone. Ihr Gesicht befand sich dabei dicht vor der Seitenscheibe.

»Wieso?« fragte Frank.

»Daß dieses Blitzen ein Sonnenstrahl gewesen ist.«

»Daran glaube ich nicht!« widersprach Didier. »Ein Sonnenstrahl sieht anders aus. Nicht so hell und auch nicht so grellweiß. Der war grellweiß, wirklich.«

»Hört auf!« beschwerte sich Arlette.

»Wir sind gleich da.« Sie hatte den besten Blick von allen. Noch eine relativ große Kurve, dann hatten sie es geschafft.

Tatsächlich öffnete sich der Wald. Es war so, als würden die Bäume respektvoll zurücktreten, um nichts von der majestätischen Wirkung des Schlosses hoch über der Loire wegzunehmen. Sie hatten von unten her nicht gesehen, wie groß Château Le Duc tatsächlich war, deshalb zeigten sie sich überrascht.

»Hui, das ist gewaltig!« Simone nickte und stieß dabei einen Pfiff aus. Die anderen drei gaben überhaupt keinen Ton von sich.

Arlette lenkte den VW-Bus direkt auf das Gemäuer zu. Eine Burgmauer gab es nicht. Auch keine Türme. Das Schloß sah aus wie ein breiter Klotz. Es war etwas verspielt angelegt, besaß an den Seiten kleine Türmchen, die vom Dach hochstiegen, als wollten sie gegen den Himmel fassen. Große Gauben waren von der Dachseite aus nach vorn gebaut worden. Wer dort stand, mußte einen herrlichen Blick besitzen. Schnee lag nicht mehr oder war erst gar nicht gefallen.

Je näher sie an Château Le Duc heranfuhren, um so mächtiger und wuchtiger kam es ihnen vor. Ein gewaltiger Bau, der völlig leerstand und trotzdem so aussah, als wäre er bewohnt worden.

Marcel Wächter entdeckte die Reifenspur als erster. »Ha«, rief er, »da ist außer uns noch jemand hergefahren!«

»Wo?« fragte Frank.

Wächter deutete nach links. »Reifenspuren. Noch deutlich zu sehen. So einsam ist es nicht.«

»Obgleich es mir unbewohnt aussieht«, erklärte Arlette.

»Ja, das kann schon sein, muß aber nicht.« Simone rieb ihre Hände. »Ich finde das richtig spannend. Ihr nicht?«

»Abwarten«, sagte Frank.

Simone stieß ihn an. »Wußte gar nicht, daß du so ein großer Angsthase bist.«

»Ich bin eben vorsichtig. Mit Angst hat das nun wirklich nichts zu tun.«

Arlette hatte inzwischen gestoppt. Noch hinter dem Steuer sitzend, reckte sie beide Arme hoch. »Aussteigen! Ende der großen Fahrt.«

Türen flogen auf. Jeder von ihnen war froh, sich wieder bewegen und die Glieder strecken zu können. Neben dem Fahrzeug

versammelten sie sich.

»Tolle Gegend«, lobte Wächter. Er deutete hinunter ins Tal, wo die Loire floß. »Hier läßt es sich aushalten.«

»Nicht ich«, sagte Frank. »Mir gefällt es hier nicht.«

»Und was stört dich?«

»Keine Ahnung, Marcel. Es ist mir alles komisch.«

»Euch auch?« wandte sich Wächter an die beiden Frauen.

»Nein!« antworteten Arlette und Simone gleichzeitig.

»Dann schauen wir uns den Laden mal von innen an!« Marcel war in Form. Er wollte die Action.

»Was machst du, wenn der Eingang verriegelt ist?« fragte Simone.

»Klettere ich durch den Schornstein!«

Wächter war schon unterwegs. Er lief auf die breite Treppe zu, die hoch zum Portal führte, das aus zwei Türen bestand. Er versuchte noch nicht, die schwer aussehende Klinke nach unten zu drücken, sondern las das, was in die Außenhaut der Tür eingraviert worden war und ein tiefes Muster in das Holz gegraben hatte.

»Wer das Schloß betritt, dem sei gesagt, daß er auch seine Seele lassen muß.«

Marcel schüttelte den Kopf. Ein seltsamer Willkommensgruß, dachte er.

»Was hast du denn?« rief Arlette.

»Ach, hier steht so ein Spruch.«

»Wie lautet der?«

»Lest ihn selbst.«

Sie kamen zu Marcel und fanden die Worte ebenfalls ungewöhnlich. »Das klingt ja fast wie eine Warnung«, meinte Simone Dufour.

»Es ist auch eine!« bestätigte Frank.

Die drei schauten ihn an. »Woher willst du das wissen?«

»Weil dieser Spruch hier einfach zu allem paßt, Marcel. Glaub mir das. Ich komme mir vor, als sollte ich in eine Falle gelockt werden. Hier braut oder hat sich etwas zusammengebraut.«

»Ich finde es normal«, erklärte Arlette.

»Bevor wir hier draußen weiter diskutieren, sollten wir erst einmal hineingehen und uns einen Eindruck verschaffen«, schlug Simone vor. »Einverstanden?«

Die anderen nickten. Auch Frank machte mit. Er überließ jedoch Marcel Wächter an der Tür den Vortritt und hoffte dabei, daß sie verschlossen war. Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Marcel hatte die Klinke weit genug nach unten gedrückt, zog an der Tür, zerrte dabei noch etwas, weil sie klemmte. Dann bekam er sie trotzdem auf.

»Wer sagt's denn?« rief er. »Uns bleibt nichts verschlossen, Freunde. Wir sind die Besten.«

»Geh mal weiter!« drängte Simone.

»Langsam. Soll ich wirklich vorgehen?«
»Ja, Mann!«
Marcel öffnete die Tür so weit, daß er und seine Freunde bequem über die Schwelle schreiten konnten.
Etwas wehte ihnen entgegen.
Sie merkten es zur gleichen Zeit, blieben auch stehen und wunderten sich darüber.
»Was ist das für ein Geruch?« wisperte Arlette.
»Mief!« erwiderte Marcel.
»Nein, das ist kein Mief.« Frank Didier drängte sich vor. »So… so riechen Tote …«
Die anderen sagten nichts. Sie standen da, schwiegen sich an, wagten aber nicht, irgendein Wort zu sagen.
Frank Didier sah dies als Bestätigung an und nickte heftig. »Ja, so riechen Tote.«
»Sag nicht so etwas!« flüsterte Simone und schlang die Arme vor der Brust zusammen. »Woher willst du das überhaupt wissen?«
»Weil ich mal als Aushilfsjob bei einem Leichenwäscher gearbeitet habe. Deshalb.«
Marcel Wächter winkte ab. »Hört doch nicht auf ihn. Das ist ein alter, muffiger Schloßgeruch, mehr nicht. Klar?«
»Ja.«
Nur Frank schüttelte den Kopf. »Ich will kein Spielverderber sein, noch haben wir Zeit.«
»Für was?« fragte Arlette.
»Für einen geordneten Rückzug.«
»Erst will ich das Schloß sehen«, erklärte Marcel.
»Und ich auch«, stimmte Arlette zu.
Simone wischte durch ihr blasses Gesicht. Sie gehörte zu den Menschen, die auch in der Sonne kaum Farbe bekamen. »Ich weiß nicht so recht. Und wenn Frank doch recht hat…?«
»Womit?«
»Die Sache mit dem Leichengeruch.«
Barsch winkte Marcel Wächter ab. »Das ist doch Unsinn. Du kannst draußen bleiben, Simone. Niemand zwingt dich.«
»Nein, ich gehe mit.«
»Dann sei ruhig. Du auch, Frank.«
»Ja, ja…«
Sie überließen Marcel Wächter die Spitze. Er war ebenfalls verunsichert worden, das zeigte seine angespannte Haltung an.
Dabei hatte er den Oberkörper vorgeschoben.
Witternd wie ein Tier betrat er die große, düstere Halle, in der es so unangenehm roch.
Das Schloß war im Prospekt als unbewohnt ausgewiesen worden, so

allerdings sah es nicht aus. Schweres Mobiliar stand in der Halle, wie für die Ewigkeit gebaut. Ein großer runder Tisch, breite Konsolen an den Wänden, der Kamin war aus mächtigen Blöcken errichtet worden, die Decke lag hoch über ihnen, und gegenüber führte eine breite Treppe in die anderen Trakte.

Marcel Wächter schaute nach rechts. Sein Blick glitt über den Tisch, und ihm fiel als erstem auf, daß dort etwas lag.

Rasch lief er hin. Seine Schritte hallten auf dem Steinboden. Plötzlich blieb er so angewurzelt stehen, daß auch die anderen aufmerksam wurden.

»Was ist denn?« fragte Arlette.

»Kommt her!« flüsterte Marcel.

Sie gingen zu ihm. Ängstlich, sogar zögernd. Wenig später sahen sie es auch.

Auf dem runden Tisch lagen vier Fotos. Jedes zeigte eines der Mitglieder aus der Gruppe.

Eines hatten sie gemeinsam.

Sie alle waren auf den Fotos tot. Gekillt durch die Klinge eines Messers, das ein schaurig aussehendes, menschliches Monstrum in der rechten Hand hielt…

***

Das Schweigen der vier Personen sagte mehr als tausend Worte. Es zeugte von ihrer Angst, ihrer Verblüfftheit und auch der äußeren Furcht, denn auf den Gesichtern lag eine zweite, körnige Haut.

Arlette fand als erste die Sprache wieder. »Aber… aber das sind ja wir …«

»Klar sind wir das!« sagte Marcel.

»Und tot«, fügte Simone hinzu. »Auf den Fotos ist überall Blut. Das Messer… daran …«, sie suchte nach den richtigen Worten.

»Daran klebt ja auch Blut.«

Frank Didier meldete sich. »Erinnert euch daran, daß wir fotografiert worden sind. Erinnert euch!«

Marcel fuhr herum. »Klar, wir erinnern uns. Ist denn jeder einzeln aufgenommen worden?«

»Nein, das nicht.«

»Wie kommen dann die Bilder zustande, du Schlaumeier? Los, sag es uns!«

»Hier nicht.«

Simone verstand etwas vom Fotografieren. »Das kann eine Montage sein.«

»Glaube ich nicht«, widersprach Frank. »Oder erinnerst du dich daran, so aufgenommen worden zu sein. Außerdem hat wohl niemand außer uns selbst gewußt, daß wir dieses Ziel ansteuern würden. Es

kommt mir so vor, als hätte man uns erwartet.«
»Und wer?«
»Keine Ahnung, Simone.«
»Der Besitzer des Schlosses!« flüsterte Arlette Omere.
Die anderen starrten die dunkelhäutige junge Frau an. »Lebt der denn?« fragte Frank Didier.
»Weiß ich nicht. Wer sagt dir denn, daß er gestorben ist? Kannst du uns da eine sichere Antwort geben?«
»Nein«, gab Frank zu.
»Wenn das der Besitzer ist«, Simone deutete auf die Gestalt mit dem Messer, »dann… also dann …«
»Der sieht aus, als wäre er tot«, sagte Marcel. »Schau ihn dir doch an. Das ist ein Monstrum. So bleich und…«
»Ja, das sieht aus, als trüge er ein Leichenhemd!« hauchte Arlette.
Sie trat zurück und schaute sich aus großen Augen um, ob der Killer nicht schon in der Nähe lauerte.
Frank Didier sprach die nächsten Worte mit lauter Stimme.
»Freunde, ich würde vorschlagen, daß wir uns jetzt zurückziehen. Was wir erlebt haben, müßte uns als Warnung reichen. Versteht ihr?«
»Du willst fahren?« fragte Wächter.
»So ist es.«
»Ach, das ist doch Quatsch. Da wird sich jemand einen Scherz erlaubt haben.«
Diesmal protestierten auch die beiden Frauen. Besonders heftig Arlette. »Es kommt nicht in Frage, daß ich noch länger in diesen Mauern bleibe. Ich will auch weiterfahren.«
»Ihr seid Feiglinge!« Marcel schüttelte den Kopf und hob die Schultern.
»Lieber feige als tot.«
»Wer spricht denn davon?«
Simone deutete auf die Fotos. »Das müßte dir eigentlich als Antwort reichen. Diesen komischen Leichengeruch will ich erst gar nicht erwähnen. Der kommt noch hinzu.«
»Ja, ja, schon gut. Ihr habt mich überstimmt.«
Arlette schob ihre Hand in seine Armbeuge. »Auch überzeugt, mein lieber Marcel?«
»Das nicht.«
Didier machte den Anfang. Die anderen folgten ihm. Marcel blieb noch und schaute auf die Fotos. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann war auch er froh, das Schloß verlassen zu können. Er fürchtete sich irgendwie und spürte auch die Gänsehaut auf seinem Rücken. Etwas kratzte in seiner Kehle, das sich nicht wegräuspern ließ. An der Tür drehte sich Arlette noch einmal um.
»Kommst du jetzt?«

»Ja, natürlich.« Marcel lief mit schnellen Schritten hinter dem Mädchen her.

Sie mochte ihn. Die beiden hatten auch schon miteinander geschlafen, ohne daß Simone und Frank es aufgefallen wäre. Von dieser Nacht würde Marcel noch lange träumen. Nie zuvor hatte er eine so heißblütige Person geliebt.

Simone und Frank liefen nebeneinander her. Das Mädchen warf hin und wieder einen Blick zurück. Dabei verzog es die Lippen. Simone mochte das Schloß nicht.

»Bin ich froh, daß wir von hier wegkommen«, sagte sie. »Diese Fotos haben mir doch einen Schock versetzt.«

»Frag mich mal.« Frank ließ seine Füße durch das Gras schleifen.

»Ich halte es hier auch nicht aus.«

Sie hatten den Wagen erreicht, und Frank stellte sich neben die Fahrertür. »Ich werde jetzt das Steuer übernehmen, ich…«

»Oh, verflucht!« Simones Stimme unterbrach ihn mitten im Satz.

»Scheiße!« schrie sie.

»Was ist denn?«

»Schaut euch das an, schaut es euch an!« Simone war zwei Schritte zurückgetreten und deutete schräg nach unten, wo sich die Räder des Busses befanden.

Er besaß vier Reifen.

Nur sahen sie nicht mehr so aus, wie vor einer Viertelstunde. Jemand hatte sie zerstochen…

***

Diesmal traf sie der Schock noch härter als bei der Entdeckung der Fotos. Drei aus der Gruppe bewegten sich nicht einmal. Sie standen starr wie Statuen. Nur der Wind wühlte in ihren Haaren.

Frank Didier aber schritt um den Wagen herum, dabei schüttelte er den Kopf und flüsterte immer wieder: »Alle vier Reifen, verflucht! Alle vier Reifen…« Neben Marcel blieb er stehen und stieß ihn an. Wächter wäre fast gefallen, so heftig war der Stoß. »Na, bist du noch immer davon überzeugt, daß hier alles mit rechten Dingen zugeht?«

Wächter hob die Schultern. »Wer kann das getan haben?« flüsterte er.

Arlette ging zwei Schritte auf ihn zu. »Ariol Le Duc. Ihm gehört doch das Schloß.«

Simone lachte schrill. »Der ist tot, verflucht!«

Arlette fuhr herum. »Tatsächlich? Vielleicht lebt er trotzdem. Wer kann das wissen?«

»Weißt du denn, wann er gestorben ist?«

»Nein.«

»Vor vielleicht dreihundert oder dreihundertfünfzig Jahren. So sieht es aus.«

»Wir haben den Totengeruch wahrgenommen«, sagte Frank Didier in die Stille hinein.

»Na und?« fragte Marcel.

»Vielleicht liegt er irgendwo im Schloß und verwest allmählich vor sich hin.«

Marcel tippte gegen seine Stirn. »Wenn einer so lange tot ist, bleiben nur noch Knochen oder Staub zurück. Dann kann er nicht mehr riechen, verdammt.«

»Ich weiß überhaupt nicht, worüber ihr hier diskutiert«, beschwerte sich Simone Dufour. »Ihr redet über nichts. Wir sollten lieber gemeinsam darüber nachdenken, was wir jetzt tun?«

Eine gute Frage war das, denn sie bekam keine Antwort. Die Freunde schauten sich an. Jeder wartete auf den Vorschlag des anderen.

Simone und Arlette schauten in den Himmel, als würde sich dort die Lösung abzeichnen. Nur die grauen Wolkenberge bewegten sich, wurden vom Wind getrieben, hatten sich verdichtet und verdeckten bereits die blasse Sonnenscheibe.

Der Himmel und die Landschaft schienen miteinander zu verschmelzen. Die Vorboten eines winterlichen Wettersturzes bahnten sich an. Der Wind war kälter geworden. Er schlug gegen die Jacken der vier unentschlossenen Personen.

»Zurück können wir nicht mehr«, stellte Marcel Wächter fest.

»Was bleibt uns?«

»Sag nur nicht, das Schloß!« flüsterte Arlette.

»Doch!«

»Nein!« Die dunkelhäutige junge Frau stampfte mit dem rechten Fuß auf. Sogar ihr Haarkamm geriet dabei ins Zittern. »Ich will da keine Nacht verbringen. Du, Simone?«

»Um Himmels willen, nein.«

»Also schlagen wir uns zu Fuß durch«, sagte Frank Didier.

»Ja!« stimmten die beiden Frauen zu.

Marcel grinste etwas abfällig. »Mit dem gesamten Gepäck?« fragte er spöttisch.

»Nur das Nötigste«, erklärte Frank. »Ich würde sagen, daß wir uns bis zum nächsten Ort durchschlagen. Da finden wir bestimmt jemand, der uns weiterhilft. Wir brauchen zumindest drei neue Reifen.«

»Weshalb nicht vier?«

»Weil wir noch ein Reserverad besitzen, Simone.«

»Pardon, natürlich.«

Marcel Wächter hob die Schultern. »Bon, ihr habt mich mal wieder überstimmt, aber nicht überzeugt.«

»Weshalb zieht dich das Schloß so an?« fragte Simone.

»Sieh mal hoch zum Himmel. Wir werden in ein Unwetter geraten.«

»Ich werde lieber naß, als daß ich in dem Bewußtsein lebe, von

einem Mörder unter Kontrolle zu stehen. So sieht es aus.«
»Hast du einen Mörder gesehen?«
»Die Bilder haben mir gereicht.«
»Ein Witz.«
»Auch die zerstochenen Reifen?« fragte Arlette.
Marcel winkte ab. »Macht doch, was ihr wollt. Holt das Gepäck, verteilt es, dann ziehen wir los.«
Frank Didier stand bereits an der Heckklappe, drehte den Griff und schob die Tür hoch. Sein Blick fiel automatisch auf die Schlafsäcke, den Notproviant, die Reservekleidung und auch die Rucksäcke, die halbleer waren und noch gestopft werden konnten.
Er drehte den Kopf und rief zu den anderen hinüber. »Kommt ran, ihr könnt mir helfen.« Niemand kam. Eine regelrechte Sturmbö, die von den Kuppen der Berge her in das Tal fuhr, brachte eine starke Kälte mit. Es war ein eisiger Hauch, der nach Schnee und Frost roch, in den Wald hineinkroch, am kahlen Geäst der Bäume rüttelte, noch altes Blattwerk vom vergangenen Herbst hochwirbelte und förmlich mit einem Knall endete.
Das allerdings lag nicht an der orkanartigen Bö, sondern daran, daß die eine Hälfte des Portals aufgestoßen worden war. Nicht der Orkan hatte sie aufgerissen, von innen war sie aufgedrückt worden.
Sie wurde auch gehalten, und zwar von einem ausgestreckten Arm, der zu einem Mann gehörte.
Der Mann wirkte wie ein fremdartiges Wesen, wie jemand, der nicht in das Schloß gehört, obwohl er durch seine Kleidung, gehalten in dunkleren Farben, dazu paßte. Auch sein schwarzes Haar mit den grauen Strähnen paßte zu ihm. Ihn konnte man sich als den Schloßherrn auf Château Le Duc vorstellen.
»He!« rief er zu den vier Leuten hinüber. »Was ist los? Wollen Sie verschwinden?«
Marcel Wächter sah die Gelegenheit kommen. »Das ist die Chance«, sagte er. »Wir packen es, Freunde. Wir brauchen nicht weg. Laßt uns in das Schloß gehen. Die ersten Worte klangen wie eine indirekte Einladung.«
»Zu dem Reifenstecher?« fragte Didier.
»Ach, weißt du das genau?«
»Wer soll es sonst getan haben?«
»Irgendeiner, der sich im Wald verkrochen hat und uns ärgern wollte. Der sogar noch einen Fotoapparat besitzt.«
»Was wollen Sie da draußen? Hier ist es besser. Das Wetter wird schlecht. Wir bekommen Schnee, dazu einen Sturm. Es wäre besser, wenn Sie meiner Einladung Folge leisten würden.«
»Los, Kinder, entscheidet euch!« Marcel Wächter rieb seine Hände. Er drängte auch und hatte Arlette bereits auf seine Seite bringen können.

Sie stimmte durch Nicken zu.
»Was ist mit euch?«
Simone schaute gegen den Himmel. Dort braute sich tatsächlich etwas zusammen. Die Wolken waren noch dunkler und kompakter geworden. Windböen peitschten über die Kämme und fegten auch auf das alte Schloß zu. Sie waren verflucht kalt geworden und rochen nach Schnee.
»Ich will nicht!« flüsterte Didier.
»Was ist…?«
»Moment, Simone. Es ist besser, sich durch ein Unwetter zu kämpfen, als einem Teufel in die Hände zu geraten.«
»Woher willst du wissen, daß dieser Mann ein Teufel ist?« fragte Marcel aggressiv.
»Das spüre ich.« Frank warf einen Blick auf das Portal, wo die düstere Gestalt stand. Ihm kroch ein Schauer über den Rücken. »Ja, ich spüre, daß wir es mit einem Teufel zu tun bekommen. Wir sind alle erwachsen. Jeder kann tun und lassen, was er will. Ich möchte niemand in eine Entscheidung drängen, meine aber steht fest. Ich werde nicht mit in dieses verdammte Haus gehen. Ich kämpfe mich durch. Noch hat es nicht angefangen zu schneien.« Er schaute Simone an. »Was ist mit dir? Kommst du mit mir, oder willst du bleiben?«
Simone hob die Schultern. »Du kannst sagen, was du willst. Möglicherweise hast du auch recht. Ich für meinen Fall fühle mich in diesem Schloß sicherer. Wenn ich gehe, laufe ich unter Umständen dem Reifenstecher in die Arme.«
»Da hat sie recht«, sagte Arlette.
»Schade.« Frank Didier zuckte mit den Achseln. »Dann muß ich mich eben allein auf den Weg machen. Ich werde an euch denken und versuche auch, im nächsten Ort Hilfe zu holen.«
»Wo willst du denn hin?« fragte Arlette.
»Cerbac heißt das Kaff.«
»Ja, ein Kaff.« Wächter lachte auf. »Mehr ist es auch nicht. Glaubst du denn, du findest dort einen Abschleppwagen?«
»Das braucht auch nicht zu sein. Da habe ich ein Telefon. Es muß eben ein Wagen aus St. Etienne kommen.«
»Wie du willst.« Marcel drehte sich und wandte Frank Didier den Rücken zu.
»Ja, dann au revoir«, sagte Simone leise. »Versuche dein Bestes, Frank, ich hoffe auf dich.«
»Geht in Ordnung, Kleines.« Er hob den Arm zum Gruß. Nicht einmal schaute er sich um, obwohl er ein schlechtes Gewissen besaß, besonders wegen Simone, weil er die blondhaarige Frau mochte.
Nur konnte er nicht gegen seine Überzeugung handeln. Etwas lief hier falsch, er spürte es. Frank Didier war sensibel.

Er brauchte nicht weit zu gehen, um den Waldrand zu erreichen.

Scharf biß der böige Wind in sein Gesicht. Er drehte sich um, schaute noch einmal zurück und sah, wie sich das Portal hinter dem letzten seiner Begleiter schloß.

Da durchfuhr ihn ein Schüttelfrost. Es war nur ein normales Schließen der Tür gewesen. Für ihn aber hatte es etwas Sinnbildliches an sich. Als hätte jemand das Tor zum Jenseits zugezogen.

Frank Didier machte sich auf den Weg. Sein Ziel war Cerbac, der kleine Ort in der Nähe. Dort hoffte er, die entsprechende Hilfe zu bekommen…

***

»Herzlich willkommen auf Château Le Duc!« Der dunkelhaarige Mann mit den grauen Strähnen sprach die Worte aus so freundlich wie möglich, dennoch schaffte er es nicht, das Mißtrauen der Eintretenden zu überwinden. Es gibt Menschen, die strömen alles aus, nur eben keine Freundlichkeit. Dazu gehörte auch der Schloßbesitzer. Er lächelte zwar, dieses Lächeln erreichte seine Augen nicht. Sie blickten abwartend, lauernd, auch irgendwie düster. Er schien nur darauf zu warten, daß andere einen Fehler machten, um selbst zuschlagen zu können.

Auch Marcel war etwas komisch geworden. Er überwand sich jedoch und stellte die erste Frage. »Sind Sie Monsieur Le Duc?«

»Nein!«, vernahmen sie die lachende Antwort. »Das bin ich nicht. Mein Name ist van Akkeren. Vincent van Akkeren.«

»Hört sich niederländisch an«, sagte Arlette schnell.

Van Akkeren betrachtete sie mit Glitzeraugen und ließ seinen Blick wohlgefällig über ihre Figur wandern. »Sagen wir so. Ich bin eben international. Was sind Namen? Nur die Person zählt, aber wir wollen nicht philosophieren. Seien Sie herzlich willkommen bei mir auf dem Schloß. Ich freue mich, daß Sie den Weg gefunden haben. Mit wem habe ich es bei Ihnen zu tun?«

Die drei Besucher stellten sich vor. Wenn sie die Namen sagten, schaute van Akkeren sie jedesmal an, selbst Marcel gefiel der Blick des Mannes nicht.

Der Grusel-Star, wie sich van Akkeren selbst einmal genannt hatte, wurde wieder verbindlich. »Sie haben die richtige Wahl getroffen. Ich kenne das Gebiet hier. Besonders in milden Wintern und im Frühjahr toben hier Stürme. Sie werden es bald merken. Schnee, Eis, Kälte, das bricht über uns herein wie ein Orkan.«

»Seit wann ist das Schloß bewohnt?« fragte Marcel.

Van Akkeren tat erstaunt. »Schon immer. Ich lebe hier. Das heißt, Sie haben recht, wenn Sie so fragen. Ich lebe nicht immer hier, weil ich oft auf Reisen bin. Es kommt dann die Zeit, daß ich mich hierher

zurückziehe, weil ich hier Ruhe habe, um nachdenken zu können. Das Château ist also nur teilweise bewohnt.«

»Ohne Personal?« fragte Arlette.

»Im Moment ja.«

»Kommen Sie denn zurecht?«

Van Akkeren lachte, bevor er eine Hand auf Arlettes Schulter legte. Die dunkelhäutige Frau wollte zurückweichen, allein sie schaffte es nicht, der Druck war einfach fordernd. »Und wie ich zurechtkomme. Ich bin ein Mensch, der nicht viel braucht. Alles was ich benötige, das befindet sich hier auf dem Schloß.«

»Das Sie gekauft haben?« fragte Marcel.

Van Akkeren ließ Arlette los. »Nicht gekauft, man hat es mir vererbt. Le Duc war einer meiner Verwandten, wenn man es genau nimmt. Aber das kann ich Ihnen alles später erzählen. Machen wir es uns gemütlich.« Er deutete auf den Kamin, wo ein Feuer brannte und die Flammenzungen über trockene Scheite huschte, die mit knackenden Geräuschen zerplatzten, wobei sie noch Funken in die Höhe schleuderten. Vor dem Kamin standen breite Stühle aus dunklem Holz. Wein und Gläser hatte van Akkeren ebenfalls bereitgestellt. Er ging hin, entkorkte den Roten und schenkte ein. »Es ist ein besonderer Wein«, erklärte er. »Im Handel können Sie ihn nicht mehr erwerben. Ich habe ihn aus dem Schloßkeller geholt. Kommen Sie zu mir, wir wollen gemeinsam anstoßen.«

Die Besucher zögerten noch. Simone warf sogar einen Blick auf die Tür, als wollte sie weglaufen. Durch die großen Fenster fiel noch Licht in die Halle. Es war dämmrig und grau, versickerte auf dem Boden. Die einzig gute Lichtquelle war eben das Feuer.

Van Akkeren reichte jedem von ihnen ein Glas. Zuerst den Frauen, dann Marcel. Das letzte nahm van Akkeren. Zu einem Trinkspruch kam er noch nicht, denn Marcel fiel etwas ein.

»Wo sind eigentlich die Fotos?«

In van Akkerens Gesicht zuckte es. Die Haut spannte sich an den Wangen, als er die Augen verengte. »Welche Fotos?«

»Die dort gelegen haben.« Marcel trat zur Seite und deutete auf den runden Tisch. »Da haben wir sie gesehen!«

»Ich weiß von keinen Fotos!«

»Doch«, stand Simone Dufour Marcel bei. »Es waren Fotos. Vier Aufnahmen, geschossen von einer Sofortbild-Kamera. Sie zeigten uns, verstehen Sie?«

»Nein!«

»Wir waren auf den Fotos tot«, sagte Arlette mit flüsternder Stimme. »Leichen.«

Van Akkeren winkte ab. »Das kann ich einfach nicht glauben. Das bilden Sie sich ein.«

»Es war so!« Arlette ließ sich nicht beirren.
»Wann wollen Sie die Bilder denn gesehen haben?« hakte er nach.
»Vor knapp einer halben Stunde.«
»Das gibt es nicht.«
»Ja, das gibt es!« sprach Marcel wütend aus. »Wir waren hier und haben die Aufnahmen gesehen. Tut mir leid.«
»Mir nicht.« Van Akkeren griff zu seinem Glas. »Ich finde, Sie sollten Träume nicht mit der Realität verwechseln.«
»Aber wir waren hier in der Halle. Das Portal war nicht verschlossen, Monsieur.«
»Simone, das glaube ich Ihnen gern. Ich habe eben Vertrauen zu den Menschen. Ich schließe nicht ab. Doch die Fotos, von denen Sie gesprochen haben, die existieren nicht. Tut mir leid.«
Simone schaute auf ihre Freunde. Von ihnen jedoch bekam sie keinerlei Unterstützung. Sie hoben nur die Schultern und schienen sich in ihr Schicksal gefügt zu haben.
»Lassen Sie uns trinken«, schlug van Akkeren vor. »Auf Sie, auf das Schloß und auf mich. Wir werden einen netten Abend miteinander verbringen, dessen bin ich mir sicher. Wenn Sie sich für Geschichte interessieren, habe ich Ihnen einiges zu erzählen. Normalerweise mache ich das nur bei offiziellen Führungen, die es auch gibt. Ich zeige Ihnen bei Gelegenheit das Schloß. Es gibt da einige Ecken und Winkel, auf die ich nicht so stolz bin, weil sie noch restauriert werden müssen. Ansonsten ist es schon in Ordnung. A votre sante – auf Ihre Gesundheit, auf Ihren Besuch und auf einen abwechslungsreichen Abend.«
Jeder hatte sich ein Glas genommen. Sie hoben die kristallenen Kunstwerke an. Das Glas besaß einen hervorragenden Schliff, in dem sich die Flammen des Feuers widerspiegelten und wie kleine Sonnen aufblitzten.
Die Besucher warteten zunächst, bis ihr Gastgeber einen Schluck zu sich genommen hatte, dann tranken auch sie, hörten van Akkeren schlürfen, denn er war ein Mensch, der es genoß, den Wein zu kosten. Als sie die Gläser senkten und auf ihn schauten, huschte seine Zungenspitze über die Lippen und nahm letzte Tropfen auf. Er leckte die ab, als wären sie kleine Blutperlen.
»Ein Genuß«, flüsterte er. »Dieser Wein ist das Blut der Traube, wie sie nur an der Loire wächst. Ich liebe ihn. Was sagen Sie dazu? Lieben Sie den Wein auch?«
»Ja«, bestätigte Marcel. »Ich allerdings stehe mehr auf die Gewächse meiner Heimat.«
»Sie kommen aus…«
»Dem Elsaß, Monsieur.«
Van Akkeren lachte. »Ja, dort wachsen ebenfalls ausgezeichnete

Weine. Kompliment.« Er hob sein Glas zum zweiten Mal. »Trinken wir auf Sie. Ich trinke auf Sie, meinem sehr netten Besuch.« Er nickte den beiden Frauen zu und lächelte wissend.

Sie konnten nicht anders, wenn sie den Gastgeber nicht beleidigen wollten.

Man leerte die Gläser, was van Akkeren dazu animierte, sie noch einmal zur Hälfte zu füllen. Dann war die Flasche leer. Simone wollte protestieren, weil sie das erste Glas schon spürte. Der Alkohol war ihr zu Kopf gestiegen. Wohl fühlte sie sich nicht. Hinzu kam die Wärme des Feuers. Van Akkeren drückte ihr das Glas in die Hand.

»Trinken Sie auf die Schönheit der Frauen«, sagte er. »Die sind wie Dämonen – unberechenbar. Das ist es, was ich an ihnen so liebe. Noch einmal. Auf die Frauen…«

Der Wein war schwer. Er durchschäumte sie förmlich, und auch das zweite Glas spürte Simone. Arlette lachte plötzlich etwas lauter als gewöhnlich. Sie hatte ebenfalls etwas von der Wirkung mitbekommen.

Van Akkeren redete über allgemeine Dinge. Simone und Arlette gelang es kaum, zuzuhören. Sie wurden erst wieder aufmerksam, als van Akkeren davon sprach, Ihnen die Zimmer zu zeigen.

»Sie liegen in der oberen Etage, genau dort, wo sie im Gang auch meine Ahnengalerie bewundern können. Dort finden Sie auch ein Bild des Ariol Le Duc. Ich schlage vor, daß Sie sich frisch machen und anschließend zum Essen kommen.«

»Das ist eine gute Idee«, bestätigte Marcel.

»Finde ich auch.«

»Können wir die Ahnen auch sehen. Ich meine da diesen Ariol Le Duc!«

Van Akkeren starrte Marcel an. »Aber sicher«, erwiderte er. »Sie werden ihn zu sehen bekommen, und es wird für Sie etwas ganz besonderes werden, das kann ich Ihnen versprechen…«

***

Die Reise war glatt verlaufen, wir hatten uns einen Leihwagen besorgen können und bewegten uns mit dem Renault in Richtung Süden auf St. Etienne zu.

Die Stadt ließen wir hinter uns, blieben der Richtung treu, und schon bald fuhren wir durch die herrliche Landschaft rechts und links der Loire.

Wo das Schloß des Ariol Le Duc genau lag, war uns unbekannt.

Suko und ich hatten uns vorgenommen, nach Cerbac zu fahren, weil man dort auch diesen Frederic Wally kennen mußte. Über ihn wollten wir mehr in Erfahrung bringen, und in Cerbac würde man uns sicherlich auch den Weg zum Schloß zeigen.

Für winterliche Verhältnisse war die Straße ausgezeichnet befahrbar.

Es schneite nicht, es fiel auch kein Regen, nur die Einsamkeit der Wälder und Weinhänge umgab uns.

Im Sommer war es anders. Da stauten sich die Touristen, der Winter brachte die große Leere.

Auf der Karte mußte man schon lange suchen, um den Ort Cerbac zu finden. Er war mehr als winzig und lag auch abseits der normalen Landstraße.

Geschneit hatte es auch. Weiße Flecken lagen aber nur noch auf den Bergspitzen, nicht mehr an den Hängen oder zwischen den Rebstöcken.

»Wie wär's mit einer Pause?« fragte Suko.

»Und wo?«

»Ich wollte eigentlich noch etwas essen.«

»Das schaffen wir bis Cerbac.«

»Bist du sicher?«

»Klar.«

»Dann kennst du meinen Hunger nicht.«

»Himmel, Amor und Wolkenbruch, was ist los mit dir? Du kannst dich doch sonst so gut beherrschen.«

Suko lachte. »Denk daran, daß wir uns in Frankreich befinden. Da hat der liebe Gott selbst Hand an die Kochtöpfe gelegt. Ich würde gerne…«

»Hör auf, sonst bekomme ich auch noch Kohldampf. Sieh dir lieber mal die Karte an.«

Das tat Suko auch. »Weit ist es nicht mehr. Ich schätze, noch zwanzig Kilometer.«

»Das kannst du aushalten.«

»Nur schwerlich.«

Ende Februar waren die Tage schon länger. Deshalb rollten wir auch durch einen noch hellen Nachmittag. Am Himmel allerdings standen die kompakten Wolken wie eine dicke Masse, die der Wind träge bewegte und manchmal vorschaufelte.

Obwohl wir im Fahrzeug saßen, spürten wir, daß die Temperaturen gefallen waren. Suko kurbelte das Seitenfenster nach unten. Er schnupperte und nickte dann.

»Was ist?«

»John, das riecht nach Schnee.«

»Kann ich mir vorstellen. Schau dir nur mal den Himmel an, dann weißt du alles.«

»Und was machen wir?«

»Weiterfahren.«

»Okay, genehmigt. Keine Pause. Aber nur, weil es bald schneien wird.«

»Ja, ich liebe die weiße Pracht.«

»Ich auch«, sagte Suko. »Besonders dann, wenn sie in London fällt und zu einer braungrauen wird.«

Auf unserer Fahrt entlang der Loire hatten wir auch das gesehen, was diese Gegend so auszeichnete. Es war nicht allein der Wein, auch die alten Schlösser und Burgen schoben ihre Mauern trutzig in den grauen Winterhimmel.

Sie überragten die höchsten Wipfel der Bäume und wirkten wie Wächter, die für die Ewigkeit standen und von keinem Menschen zerstört werden konnten.

Suko kam auf die Schlösser, zu sprechen. »Wenn man nur wüßte, welches das Château Le Duc ist…«

»Und dann?«

»Könnten wir vielleicht abkürzen.«

Ich winkte ab. »Lieber nicht. In Cerbac wird man uns schon die nötigen Auskünfte geben.«

»Wenn du meinst.«

»Sicher.«

Der Weg wurde enger. Als Straße konnte man ihn nicht bezeichnen. Wir rollten auch bergab und gerieten schon sehr bald in Ufernähe. Links von uns schäumte die Loire entlang. Ein eigentlich ruhiger Strom, der nur dann schnell wurde, wenn sich sein Bett verengte und die Wassermassen durch die Stellen geschoben wurden.

Bis Cerbac konnte es nicht mehr weit sein. Bestimmt lag der Ort am Ufer der Loire.

Bisher war uns kein Mensch begegnet. Das änderte sich, denn plötzlich erschien eine Gestalt. Sie sah so aus, als wäre sie aus dem Wasser aufgetaucht. Es lag daran, daß sie sich dicht am Fluß hielt, der in eine Kurve floß.

Der Mann machte auf uns einen ziemlich erschöpften Eindruck.

Wenn er ging, schwankte er mal nach rechts, dann wieder nach links. Sein langer Mantel stand offen, die Schöße flatterten im Wind.

»Mit dem stimmt was nicht«, sagte Suko.

»Meine ich auch.« Ich ging vom Gas, stoppte dann und ließ Suko zuerst aussteigen.

Dicht vor der Kühlerfront traf er mit dem Mann zusammen. Auch ich stellte mich zu den beiden.

Der Fremde winkte mit beiden Armen, als wollte er uns aus dem Weg schaufeln. Sein Gesicht zeigte einen starren und gleichzeitig ängstlichen Ausdruck, als hätte er etwas Schlimmes gesehen, das noch jetzt seine Erinnerung aufwühlte.

Wir grüßten freundlich.

Auf unser Bonjour wurden wir nur angestarrt wie zwei fremde Wesen von einem anderen Planeten.

»Geht es Ihnen nicht gut?« fragte Suko. »Können wir helfen?«

»Non, non, es ist anders. Gehen Sie. Fahren Sie schnell. Keiner kann mir helfen.«

»Was ist geschehen?«

»Sie sind geflohen.«

»Wer?«

»Die Menschen.«

Wir verstanden nur Bahnhof. Diesmal hakte ich nach. »Meinen Sie die Menschen aus Cerbac?«

»Ja, sie.«

»Und Sie kommen auch daher?«

Er nickte. »Ich bin der letzte. Ich glaube es jedenfalls. Ich habe keinen mehr gesehen. Es war furchtbar. Er… er hat uns einen Besuch abgestattet. Viele haben davon gesprochen, daß es nur der Teufel gewesen sein kann.« Der Mann sprach hektisch, er verschluckte sich fast an seinen eigenen Worten.

»Wie sah er aus?«

»Ich kenne ihn nicht. Als ich es hörte, da sagte ich mir, Paul, du mußt weg. Verschwinde, überlasse den Ort dem Teufel. Er wird sich dort einnisten. Er ist furchtbar.«

»Hat er getötet?«

Paul schaute mich an. »Nein oder ja. Ich kann es nicht sagen. Cerbac ist leer, als wäre dort die Pest ausgebrochen. Die Bewohner sind in die Berge geflohen, und auch ich werde jetzt fliehen. Einen Rat gebe ich euch. Fahrt nicht hin, das Unheil ist dort. Bleibt weg von Cerbac.«

»Auch vom Schloß?« fragte Suko.

Der Mann holte tief Luft. »Wie meinen Sie das?«

»Ich rede vom Château Le Duc!«

Paul drehte sich um. Sein Blick flog dabei den Hang hoch. »Ja, es liegt über Cerbac. Man kann das Schloß vom Ort erreichen, aber es ist leer. Dort wohnt niemand.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein. Es steht leer, das weiß ich.«

»Waren Sie dort?«

»Manchmal.«

»Wir möchten trotzdem hin.«

Paul zog seinen Mantel fester um den Körper. »Ich kann Sie nicht daran hindern. Bleiben Sie aber nicht in Cerbac. Dieser Ort ist ein Stützpunkt des Leibhaftigen geworden. Ich kann Sie immer nur warnen. Und jetzt werde ich gehen.«

»Moment noch.« Ich hielt ihn am Arm fest. »Wann kehren Sie zurück, Paul?«

»Vielleicht nie.«

»Ist es so schlimm?«

»Noch schlimmer«, flüsterte er, »noch viel schlimmer. Ich kann es

kaum beschreiben.«

Wir sahen ihm an, daß er nichts mehr sagen wollte. Er würde uns keine Fragen mehr beantworten, deshalb ließen wir ihn laufen. Beinahe fluchtartig rannte er von uns weg, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Suko sprach mich an. »Was hältst du von seinem Bericht?«

»Ich weiß es noch nicht, glaube aber nicht, daß er gelogen hat. Da steckt mehr dahinter.«

»Und dieser angebliche Teufel?«

»Ich habe keine Ahnung, tippe jedoch auf van Akkeren. Er muß die Menschen dazu gebracht haben, ihren Ort zu verlassen. Wie er das angestellt hat, werden wir gleich sehen.« Ich war während der Worte schon eingestiegen und hämmerte die Tür zu.

Suko nahm neben mir Platz. Er machte einen sehr nachdenklichen Eindruck. Wir fuhren wieder an. Der Flüchtling war nicht mehr zu sehen, die dichten Wälder hatten ihn verschluckt.

Die Reifen des Wagens rollten nicht über glatten Asphalt. Der Uferweg bestand mehr aus Steinen, Schotter und auch Schlamm. So mußten wir uns durchwühlen.

Es dauerte nicht lange, da änderte sich das Bild. Der Wald an der rechten Seite verschwand. Einige Hänge, bewachsen mit Rebstöcken, begleiteten uns. Von den Bergen her fielen Windböen in die Tiefe, die auch die Wasseroberfläche des Flusses kräuselten.

Vor uns erkannten wir die ersten Häuser. Zum Fluß hin schirmte sie eine hohe, graue Mauer ab, auch als Schutz gegen Hochwasser und Überschwemmungen gedacht. Jenseits der Mauer ballten sich die Häuser zusammen. Wir entdeckten schon jetzt nichts Uniformiertes. Jedes Haus sah irgendwie anders aus. Sie waren unterschiedlich hoch gebaut worden, standen am Fluß, auch an den Hängen, und zwischen ihnen schaute die Spitze eines kleinen Kirchturms hervor.

Die Straße war nach wie vor nicht asphaltiert. Als breiter Schotterweg führte sie in den kleinen Ort am Fluß hinein.

Suko hörte jedoch nichts, nur das ewige Rauschen des Flusses, das einen Autofahrer oder Spaziergänger als monotone Melodie begleitet. Es paßte in diese landschaftliche Tristheit hinein. Ein anderes Geräusch hätte ich mir schwerlich vorstellen können.

Auch in den entlegensten Orten und Dörfern sieht man Menschen auf der Straße oder vor den Häusern, wenn man in den Ort hineinfährt. Das war in Cerbac nicht der Fall.

Wir rollten in eine andere Welt, in eine tote Welt, in die Welt ohne Leben.

Paul hatte davon gesprochen, daß Cerbac fluchtartig von seinen Einwohnern verlassen worden war. Genau dies bekamen wir bestätigt. Unser Leihwagen rollte in eine Geisterstadt.

Wir befanden uns auf einer Fahrbahn, die man als Hauptstraße bezeichnen konnte. Jedenfalls war sie breiter als die Wege und Gassen, die von ihr abzweigten.

Am Rande der Straße parkten zwei ältere Peugeots. Wir sahen auch kleine Traktoren vor den offenen Ställen stehen. Katzen huschten vor uns über den Weg. Ein Hund kläffte, irgendwo weiter entfernt schnatterten Hühner, nur Menschen bekamen wir nicht zu Gesicht.

Suko schüttelte den Kopf. »Soll ich fragen, wie du dich fühlst, John?«

»Lieber nicht. Mir wird es nicht anders ergehen als dir. Ich habe den Eindruck, in eine große Gruft zu rollen, deren Deckel noch nicht völlig geschlossen ist.«

»Genau.«

Ich hielt an, was Suko zu einer weiteren Frage animierte.

»Weshalb gerade hier?«

»Irgendwo müssen wir ja stoppen.«

»Stimmt auch wieder.«

Dann stiegen wir aus. Es war schon seltsam. Auch wir bewegten uns sehr vorsichtig, auch möglichst leise, um diese ungewöhnliche Ruhe nicht zu stören. Selbst das Zuschnappen der Wagenschläge paßte nicht in die Stille.

»Wie auf einem Friedhof«, sagte Suko.

Ich schloß mich seiner Meinung an. Weshalb waren die Menschen nur geflohen? Ich konnte mir vorstellen, daß die meisten von ihnen hier aufgewachsen und großgeworden waren. Da hing man an seinem Ort, da ließ man nicht grundlos alles im Stich.

Warum waren sie verschwunden? Wer hatte sie verjagt? War es tatsächlich der Teufel gewesen?

Es gab niemanden, den wir fragen konnten, aber wir wollten uns ein Bild von diesem Ort machen, und zwar von innen. Vielleicht fanden wir in den Häusern eine Spur.

Ich deutete nach links. Dort stand ein relativ großes Haus. Es besaß zwei Stockwerke und ein leicht angeschrägtes Dach aus rotbraunen Ziegeln.

»Das sehen wir uns mal näher an.«

Suko hatte nichts dagegen. Er war sogar als erster an der braunen Haustür und drückte sie nach innen.

Ich folgte ihm in den Flur, mußte mich nach rechts wenden, wo eine Treppe zur Wohnung führte.

Sie bestand aus mehreren kleinen Räumen, die mit alten Möbeln eingerichtet worden war. Sogar das Kinderzimmer sah so aus. Hier war die Zeit stehengeblieben.

Ich ging in den Wohnraum, wo Suko dicht hinter der Türschwelle stehengeblieben war.

Nicht grundlos, wie ich sehr bald feststellte. Mein Blick fiel nicht nur

an Suko vorbei, er trat an den viereckigen Tisch in der Mitte des Raumes.

Auf der Platte lagen die Fotos.

Keine normalen Bilder, diesmal waren es Vergrößerungen. Drei insgesamt. Sie alle zeigten das gleiche Motiv.

Eine Familie – Vater, Mutter und zwei Kinder. Die vier Personen lagen auf dem Rücken. Der Vater umschlang noch ein Kind, die Mutter das andere.

Eines hatten sie gemeinsam.

Sie waren tot!

***

Ich hatte meine Hände zu Fäusten geballt und spürte auch den Schweiß auf den Flächen. Gleichzeitig lief ein kalter Schauer über den Rücken, die Kehle saß plötzlich zu, und in meinen Augen brannte es.

Jetzt wußten wir beide, wen dieser Paul als den Teufel bezeichnet hatte.

In einem gewissen Sinne hatte er sogar recht gehabt. Dieser Ort war von einem Teufel besucht worden, nur besaß dieser einen anderen Namen, einen verfluchten.

Vincent van Akkeren!

»Er war es«, flüsterte Suko, »denn nur er besitzt die verdammte Kamera, Abbé Bloch hat recht gehabt.«

Ich enthielt mich eines Kommentars und schob mich an meinem Freund vorbei. Neben dem Tisch blieb ich stehen, nahm ein Foto hoch und betrachtete es mir genauer.

Ich möchte an dieser Stelle auf eine genaue Beschreibung verzichten, es war einfach zu schlimm. »Seelen für den Teufel will er sammeln«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Nicht für Baphometh?« fragte Suko.

»Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls wissen wir nun endgültig, mit wem wir es zu tun haben.«

»Das ist Zukunft«, sagte Suko. Er meinte damit die Aufnahmen.

»Tatsächlich?«

»Ich will es hoffen. John, wenn die Menschen den Ort tatsächlich verlassen haben, dann kann es sein, daß diese Zukunft für sie nicht eintritt. Sie ist ja auch bei dir nicht eingetreten.«

»Richtig.« Ich ließ das Foto wieder auf den Tisch fallen. »Nur hatte damals Al Beli die Kamera in Besitz. Van Akkeren hat sie ihm abgenommen. Du kennst ihn, ich kenne ihn. Er ist verdammt stark, er ist ein mächtiger Gegner. Er wird dieses verfluchte Hölleninstrument anders einsetzen als wir.«

»Also müssen wir ihn finden.«

»Genau.«

»Wo fängst du mit der Suche an?«

Ich schaute mich um und sah auch durch das Fenster. »Ich glaube einfach nicht, daß er sich in Cerbac aufhält. Ich rechne eher damit, daß wir ihn auf Château Le Duc finden werden.«

»Glauben heißt nicht wissen.«

»Wir müssen nachschauen.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Irgendwie paßt es mir nicht, dem Ort den Rücken zuzukehren. Ich finde, wir sollten uns hier noch umschauen. Das Schloß läuft uns nicht weg. Van Akkeren übrigens auch nicht, wenn er sich tatsächlich dort aufhält.«

»Da kannst du recht haben.«

»Suchen wir also?«

»Klar.«

Wir traten aus dem Haus und empfanden es als noch kälter. Der Wind hatte weiter aufgefrischt, die Luft roch nach Schnee, der bald alles zudecken würde. Das paßte zu dieser Stimmung.

Van Akkeren war gekommen. Wie ein wilder Reporter mußte er durch den Ort gegangen sein und geknipst haben. Er hatte den Menschen die Fotos präsentiert. Klar, daß diese sich nicht zurechtfanden und Cerbac fluchtartig verließen.

»Wir können uns den Job teilen«, schlug Suko vor.

Ich war einverstanden.

»Bis gleich dann.« Suko ging winkend davon.

Ich nahm mir das nächste Haus vor. Es war wesentlich kleiner, erinnerte mehr an eine Hütte.

Auch dort fand ich ein Foto.

Grausam vom Motiv her, gestochen scharf, so daß jedes Detail zu erkennen war.

Der Klumpen in meinem Magen wuchs an. Er wurde noch größer, als ich die nächsten Häuser betrat, sie durchsuchte und abermals auf die entsprechenden Aufnahmen stieß.

Die Stille zwischen den Mauern und Wänden war für mich wie eine Klammer. Sie hielt mich fest, sie griff nach mir, und ich hatte das Gefühl, als würde sie atmen.

»John…« Sukos Ruf wehte über die Straße. Ich verließ geduckt eines der Häuser und sah meinen Freund am Rand einer kleinen Mauer stehen, die eine Gasseneinmündung begrenzte.

»Was ist denn?«

»Komm her, bitte.«

Ich war schnell bei ihm. Er führte mich durch einen winterlich tristen Kleingarten zu einem Anbau an der Rückseite eines normalen Wohnhauses. Dort war die Tür nur angelehnt.

»Ich habe einen Menschen gefunden. Bitte, du kannst vorgehen.«

Ich hatte schon draußen den Geruch von Holz wahrgenommen, der

drinnen noch intensiver war.

Es war eine Schreinerei, in der wir standen. Außerdem wurden hier die Särge hergestellt.

Suko hatte zwar einen Menschen entdeckt, nur lebte der nicht. Er war bereits eingesargt worden, der Schreiner hatte nur noch nicht den Deckel auf das Unterteil gesetzt. Durch ein schmales Fenster an der Breitseite sickerte Licht. Es erreichte auch das Gesicht des Toten und ließ die erstarrten Züge noch wächserner erscheinen, als sie es ohnehin schon waren.

In seinem schlichten Totenhemd wirkte die männliche Gestalt noch schmaler, als sie es ohnehin schon war. Wenn ich schätzen sollte, würde ich sagen, daß er zumindest sein achtzigstes Lebensjahr erreicht hatte, bevor der Sensenmann ihn aus dem Leben riß.

»Sie haben alles liegen- und stehengelassen«, flüsterte ich. »Sogar der Einsarger hat mitten in der Arbeit aufgehört.« Ich schüttelte den Kopf. »Was ist hier genau passiert?«

»Van Akkeren.«

»Hat er die Leute vertrieben?« Ich schaute Suko skeptisch an.

»Hat er ihnen das gesagt? – So, jetzt bin ich hier, und ihr müßt verschwinden. Verdammt, ich kann es nicht glauben.«

»Sie müssen geflohen sein, nachdem sie die Fotos sahen«, erklärte mein Freund.

»Und van Akkeren hat es geschafft, sie einzeln aufzunehmen?«

»Das sehe ich so.«

Schulterhebend drehte ich mich um. »Ich weiß nicht, Suko«, sagte ich beim Verlassen der Werkstatt, »das will mir alles nicht so recht in den Sinn. Ich habe allmählich das Gefühl, vor einer Tür zu stehen, hinter der eine gewaltige Sache abläuft, die in ihrem Grunde ursächlich mit den Tempelrittern zusammenhängt.«

»Da kannst du recht haben, nur stoße die Tür mal auf. Erst dann kannst du mehr sagen:«

»So ist es.«

Es war dunkler geworden. Nicht daß schon die Dämmerung hereingebrochen wäre, die Wolkendecke verdichtete sich zusehends und entließ die feinen, weißen Kristalle Schnee, der liegenbleiben würde. Das weiße »Leichentuch« begrub alles unter sich.

»Gehen wir weiter«, schlug ich vor.

»Willst du noch immer jedes Haus durchsuchen?«

»Ja.«

»Meinetwegen.«

Ich warf einen Blick zurück. »Du wärst lieber hoch zum Schloß gefahren, wie?«

»Wenn du mich so fragst, ja.«

Ich blickte in die Richtung, wo das Schloß liegen mußte, sah dort

nichts. Der dichte Wald nahm mir die Sicht. »Irgendwo wird der Weg schon zu finden sein.«

»Wie wäre es denn mit der kleinen Kirche?« fragte Suko. »Wir könnten dort auch nachschauen.«

Ich schnippte mit den Fingern. »Die Idee ist nicht schlecht.« Oft genug hatten wir erlebt, daß gerade eine Kirche zu einem Zufluchtsort für ängstliche Menschen geworden war.

Sie lag nicht weit entfernt. Der Kirchplatz war von einer unregelmäßig hohen Steinmauer umgeben. Vor dem kleinen Gotteshaus standen zwei alte Eichen.

Zwischen ihnen fanden wir unseren Weg, standen sehr bald schon vor der Tür – und schraken beide zurück.

Zugleich hatten wir das Kreuz gesehen, dessen Umrisse pechschwarz in das Holz der Tür eingebrannt worden waren.

Die Umrisse eines Templerkreuzes, das Ähnlichkeit mit einem vierblättrigen Kleeblatt aufwies, nur an den Ecken nicht rund, sondern kantig war. Das alles hätten wir in Kauf genommen. Doch in der Mitte des Kreuzes zeichnete sich eine Fratze ab. Es war die Fratze Baphomeths!

***

Ich war wütend und hätte am liebsten mit der Faust dagegengeschlagen. Nur mühsam hielt ich mich zurück, dachte gleichzeitig an einen Fall, der noch nicht allzulange zurücklag. Dort hatte ich etwas Ähnliches erlebt und ebenfalls das Gesicht Baphomeths auf einem Templerkreuz gesehen. Damals war es um einen Kollegen gegangen, der einen Hauch von Moder ausströmte.

Der Bart, die Karfunkelsteine als Augen, die beiden langen, aus der Stirn wachsenden Hörner, das alles war vorhanden, scheußlich und einfach widerlich.

»Er hat die Kirche in seinen Besitz genommen«, sagte Suko. Seine Stimme knirschte dabei.

Ich gab ihm keine Antwort. Statt dessen öffnete ich die Tür, was ich mühelos schaffte.

Mein Blick fiel in die Kirche.

Sie war innen schmal. Ich konnte bis zum Altar schauen, wo normalerweise ein Kreuz stehen mußte.

Das war nicht mehr vorhanden. Nur den Altarstein sah ich noch.

Man hatte die Kirche entweiht und sie in einen Zufluchtsort für den Templer-Dämon Baphometh umgewandelt.

Suko hatte draußen auf mich gewartet. Als ich zurückkam und er in mein Gesicht schaute, wußte er Bescheid. »Du willst etwas tun?«

»Und ob!«

Ich holte mein Kreuz unter dem Pullover hervor. Wenn die Fratze auf

der Tür magisch geweiht und nicht einfach eingraviert worden war, würde mein Kreuz sie zerstören.

Ich versuchte es zunächst, ohne die Formel zu sprechen. Dann drückte ich es gegen die Fratze.

Kein Schrei brandete auf, Baphomeths Geist steckte nicht in der Fratze, aber ich vernahm das Knirschen, als würde das Holz allmählich splittern.

Da ich noch mehr Druck gab, merkte ich, wie es allmählich aufweichte und auch dunkler, fast schwarzer Rauch in die Höhe stieg.

Dann war es vorbei.

Baphomeths Zeichen existierte nicht mehr. Dafür zeigte die Tür in der Mitte ein schwarzes Loch. Zufrieden nickte ich dagegen. Mit meiner Aktion hatte ich genau das erreicht, was ich wollte.

Suko wedelte den schwarzen Rauch zur Seite. »Ein kleiner Sieg«, sagte er lächelnd.

»Dem weitere folgen müssen.«

»Doch auf dem Schloß?«

Ich nickte. »Sicher.«

Bisher hatten wir ziemlich geschützt durch die beiden Eichenbäume gestanden. Als wir ein paar Schritte weitergingen, war dieser Schutz verschwunden. Erst jetzt bekamen wir richtig mit, wie stark der Schnee mittlerweile aus den Wolken rieselte.

Er hatte eine breite Wand aus unzähligen Körnern gebaut, die aus den Wolken fiel und nie ein Ende nehmen wollte. Die kleinen Kristalle peitschten gegen unsere Gesichter. Es war jetzt schon schwer, sich zu orientieren.

Das Rauschen des Flusses drang an unsere Ohren, aber auch ein anderes Geräusch.

Keuchen, Schritte – und ein Schrei!

Im nächsten Moment erschien vor uns aus dem dichten Schneeschleier eine Gestalt…

***

Simone Dufour hatte noch nie in ihrem Leben in einem so großen Raum gewohnt. Allein das breite Himmelbett war ein Gedicht, die Einrichtung kostbar, und auch ihren Freunden war es nicht anders ergangen.

Jeder hatte einen Raum für sich bekommen.

Es dauerte Minuten, bis Simone erfaßt hatte, was man ihr auf Château Le Duc bot. Ihr Mißtrauen hatte sie längst vergessen. Sie fühlte sich ganz anders, locker unbeschwert, als würde sie nicht über die dicken Teppiche gehen, sondern schweben.

Einfach herrlich.

Sie bewegte sich auf das Bett zu. Mit hochgereckten Armen ließ sich

die Frau nach hinten fallen und landete auf dem sehr weichen und hohen Oberbett wie in einer Schneewehe, die sie mit offenen Flügeln umfing.

»Wunderbar«, flüsterte Simone, wobei ein glückliches Lächeln über ihre Lippen glitt, »Einfach wunderbar…« Als Kind hatte sie schon davon geträumt, einmal in einem Schloß sein zu können.

Nicht als Touristin, um es zu besichtigen, nein, sie wollte darin leben und sich fühlen wie eine Prinzessin.

Das war hier der Fall.

Sie vergaß die Unbillen der Vergangenheit, sie dachte nicht mehr an die Warnungen ihres Freundes Frank Didier, sie fühlte sich wie im siebten Himmel, umschlungen von zarten Händen und gleichzeitig hochgetragen auf einer Wolke.

Dieses Bett war einfach die Erfüllung eines alten Traumes. Ein Himmelbett, über dem ein Baldachin schwebte, der golden glänzte und zu den Rändern hin in einer rötlichen Farbe auslief.

Die dicke Jacke hatte Simone ausgezogen. Sie trug eine weiße Bluse, die bis über die Hüften reichte und auch einen Teil ihrer Oberschenkel verdeckte.

Auch die Stiefel hatte sie von den Füßen geschleudert. Sie lag im Bett und fühlte sich einfach wohl. So mußte es sein, so hatte sie sich ein Leben im Schloß immer vorgestellt. Es war einfach herrlich.

Möglicherweise lag es auch an dem genossenen Wein, daß sie so dachte. Er hatte es in sich gehabt, war etwas zu kräftig oder stark gewesen und hatte ihren Kreislauf angetörnt. Durch ihn begann sie zu schweben, er gaukelte ihr Dinge vor, die es nicht gab, wie Rauschgift wirkte er auf sie.

Das Schweben bekam sie ebenfalls mit.

Es war so sanft, so locker, ein Dahingleiten in unbekannte Ozeane, wo das Wasser eine nie gekannte Farbenpracht aufwies und sie in einen gewaltigen Strudel riß.

Es war einfach nicht zu beschreiben. Dieses Gefühl hatte sie noch nie erlebt.

Simone räkelte sich wie eine zufriedene Katze. Sie spürte die kühle Bettwäsche, die wie Seide über ihre Haut glitt und bei ihr ein erotisierendes Gefühl auslöste.

Im nachhinein war sie sehr dankbar dafür, daß sie mit in das Schloß gegangen war, auch wenn ihr dieser van Akkeren mehr als unheimlich vorgekommen war.

Ein Mensch, der als Gesicht eine Maske trug, hinter der er seine Gedanken, Wünsche und sein Wissen verbarg. Ja, er wußte mehr, das sah auch Simone ein. Dieses angeblich unbewohnte Schloß mußte ein Geheimnis besitzen, nur wußte sie nicht, um was es sich handelte. Natürlich, sie hatte als Kind viel über Schlösser und Burgen gelesen,

das war mehr in den Märchen geschehen, wo Prinzen und Prinzessinnen um die Gunst anderer freiten. Sie hatte diese Personen stets bewundert, nicht nur wegen ihres Lebens, auch wegen ihrer Kleidung und der Schönheit.

Ein Rausch überkam Simone Dufour. Sie hatte plötzlich das Gefühl, in einen Trichter hineinzutauchen. Er riß sie mit, er schleuderte sie hoch, er spie sie aus, er zeigte ihr eine andere Welt, und sie merkte kaum, daß sie sich von der Seite her auf den Rücken wälzte und mit großen Augen in die Höhe starrte.

Dort befand sich der Baldachin, und dort genau sah sie das Schreckliche.

Ein Gesicht!

Nein, eine Fratze. Aus einem weichen Dreieck bestehend, mit einer breiten Stirn, aus der dicht an den Rändern lange, leicht gekrümmte Hörner wuchsen. Ein flatterhafter Wattebart umwehte das Kinn, die Haut war dunkel, die Augen leuchteten in einem tiefen Rot, wie Karfunkelsteine oder roter Granat. Man konnte sie nicht mit normalen Pupillen vergleichen, weil sie eher aussahen wie Diamanten, die einen bestimmten Schliff bekommen hatten.

Ein Gesicht ohne Körper, ein breiter Mund, der ihr ein wissendes Grinsen entgegenschickte und gleichzeitig etwas abstrahlte, das sie nur als Grauen bezeichnen konnte.

Eine schlimme Aura traf sie und hinterließ bei ihr eine dichte Gänsehaut.

Die Angst drückte auf ihr Gemüt. Es war irgendwie nicht begreifbar, wie sie plötzlich vom Himmel in die Hölle fallen konnte. Ohne fließenden Übergang, die Extreme waren einfach zu stark, als daß sie von ihr nervlich verkraftet werden konnten.

Deshalb lag Simone still und gleichzeitig eingebettet in ihre ungemein starke Angst.

In den von ihr so verehrten Märchen bekam die Prinzessin zum Schluß ihren Prinzen, hier würde es anders sein. Diese Gestalt war kein Prinz, das war der reinste Horror, eine Ausgeburt des Teufels.

Wie lange dieser Schreck und Schock gedauert hatte, konnte sie nicht sagen. Simone war das Gefühl für Zeit verlorengegangen. Sie lag auf dem Rücken, dachte an nichts, sah nur dieses Gesicht, dessen Mund das Grinsen zu einem Maul verbreiterte, aus dem eine grüngraue Rauchwolke hervorquoll und sich auf die liegende Simone zu bewegte, um sie zu umschmeicheln.

Sie atmete den Dampf aus der Hölle ein, der nach Schwefel und Moder schmeckte.

Dieser Qualm raubte ihr den Atem. Simone wußte genau, daß sie etwas tun mußte. Sie konnte dieser Klemme sonst nicht entwischen, sie mußte weg, raus…

Wie sie es schaffte, sich auf die Seite zu wälzen und sich dabei mehrmals zu überdrehen, war ihr auch dann noch unklar, als sie aus dem Bett fiel, daneben auf dem weichen Teppich landete, dort liegenblieb und feststellte, daß sie sich nichts gebrochen hatte.

Sie lag auf dem Bauch, den Kopf hatte sie so gedreht, daß ihr Gesicht nicht im Flausch des Teppichs verschwand und sie noch atmen konnte. Sekunden vergingen. Simone zitterte plötzlich. Manchmal schluchzte sie auf wie ein kleines Kind, wenn sie wieder die verfluchte Erinnerung überkam.

Es kostete sie Kraft und Überwindung, sich zu bewegen. Die Arme hatte sie angewinkelt, ihre Handteller waren fest gegen den weichen Teppich gestemmt, und so schaffte sie es auch, sich langsam in die Höhe zu drücken.

Schwankend blieb sie stehen, schaute zurück zum Bett, wobei sie den Kopf so drehte, daß sie gegen den Baldachin blickte.

Die Fratze war verschwunden. Es drängte auch kein Qualm mehr in die Tiefe, alles war wieder so normal, als hätte es das schreckliche Gesicht nie zuvor gegeben.

Simone lachte auf. Es war ein freudloses, schon leicht krächzendes Lachen. Es war ihr gelungen, den Alptraum zu vertreiben. Obwohl im Raum kein Kaminfeuer brannte, spürte sie den Schweiß auf ihrem Körper. Er klebte in den Poren, hatte sie zugesetzt wie mit einer dicken Schicht, und sie ekelte sich direkt vor dem säuerlichen Geruch, den sie ausströmte.

Luft, frische Luft wollte sie tanken, ging zum Fenster, spürte dabei die Schwäche in den Beinen, stützte sich auf dem Weg zum Ziel ab und faßte nach dem Riegel, um ihn zurückzudrehen.

Es ging nicht.

Zuerst glaubte sie, einfach zu schwach zu sein, deshalb setzte sie mehr Kraft ein.

Auch das reichte nicht.

Das Fenster blieb geschlossen, es war, wenn sie so wollte, einfach verschlossen.

Simone beugte sich vor und drückte ihre Hände gegen das Glas der Scheibe.

Draußen wurde es allmählich dunkel. Auch das Zimmer verschwamm im Dämmerlicht. Sie sah die Wipfel der Bäume, wie sie sich zitternd im Wind bewegten. Sie sah auch die dunklen Wolkenberge wie ein gewaltiges Meer über den Himmel fließen.

Ein wildes Bild, Natur, die sich nicht bremsen ließ, die Böses und Gutes vereinigte.

Simone schüttelte den Kopf über sich selbst. Nie zuvor hatte sie ähnliche Gedanken gehabt. Jetzt überschwemmte sie dieser Vergleich. Noch immer die Fensterbank berührend, drehte sie sich um und

schaute in das Zimmer hinein, das während der letzten Minuten ein anderes Aussehen bekommen hatte.

Bei ihrem Eintritt hatte sie die Möbelstücke noch sehr deutlich erkennen können.

Jetzt »schwamm« der Raum in einem anderen Flair. Mehr düster und geheimnisvoll. Da schien der Baldachin des Bettes die Decke zu berühren.

Alles war einfach anders geworden, es kam ihr fremd vor und auch feindlich.

Um ihre feuchten Lippen spielte ein Lächeln, als sie daran dachte.

Feindlich, das genau war der richtige Ausdruck. Eine feindliche Umgebung hielt sie fest.

Sie wußte eins: Wenn Feinde sie umgaben, obwohl sie für sie nicht sichtbar waren, mußte sie weg. Sie konnte nicht mehr bleiben.

Das Zimmer war für sie zu einer Falle geworden.

Also raus!

Die Tür war noch deutlich zu erkennen. Sie lief mit weichen Knien darauf zu, dabei hoffte sie, daß sie nicht verschlossen worden war. Simone jubelte fast auf, als sie die Klinke betätigte und in den breiten Gang treten konnte.

Geschafft!

Es war geschafft! Sie wollte es kaum glauben. Eine offene Tür, dahinter der Gang, der sie aufnehmen konnte und der nicht so düster war, denn jemand hatte die an verschiedenen Stellen verteilt stehenden Kerzen angezündet.

Mehrere Flammen gaben ihr flackerndes Licht ab. Sie schufen ein verwirrend anmutendes Wechselspiel aus rotgelbem Licht und Schatten, die sich durch nichts aufhalten ließen und an den Wänden ebenso hochkrochen wie über den Fußboden.

Simone wandte sich nach rechts, um die breite Treppe zu erreichen. Sie wollte zu den anderen, denn ihr war auch eingefallen, daß Vincent van Akkeren seine Gäste zum Dinner eingeladen hatte, das gemeinsam unten in der Halle eingenommen werden sollte.

Die hohen Leuchter mit den Kerzen standen auf der rechten Seite.

Einmal streifte Simone so dicht an den Flammen entlang, daß sie die Hitze spürte und Angst davor bekam, die Kleidung könnte Feuer fangen.

Links hingen die Bilder der Ahnen, von denen auch van Akkeren gesprochen hatte.

Wie sie bei Helligkeit aussahen, wußte Simone nicht zu sagen. Ihr kamen sie jedenfalls vor wie düstere Schattengemälde, über die nur hin und wieder ein heller Reflex strich.

Unheimlich und grauenhaft. Die Männer hatten verzerrte Gesichter. Ihre Bärte wirkten wie der Rest eines angekohlten Gesichts. Sie

strömten Grausamkeit und Kälte aus, so daß sich Simone Dufour einfach davor fürchten mußte.

Sehr weit war es nicht bis zur Treppe. Dennoch kam ihr der Weg doppelt solange vor, weil sie einfach das Gefühl hatte, von jedem Gemälde beobachtet und aufgehalten zu werden.

Da flackerte das Licht sogar über die Augen und hauchte ihnen Leben ein.

Einfach schaurig…

Sie strich mit der Handfläche an der Wand entlang. Schweiß bedeckte ihr Gesicht. Aus der Halle hörte sie Geräusche. Schritte und das Klappern von Geschirr.

Man deckte den Tisch…

Sie aber ging weiter, und bekam plötzlich den eisigen Hauch mit, der gegen ihren Körper wehte.

Es war wie ein Wind aus der Arktis. Nicht sehr stürmisch, aber klamm und kalt.

Simone Dufour blieb stehen. Sie wollte diesem Phänomen auf den Grund gehen, dabei spürte sie den inneren Zwang, den Kopf nach links zu drehen, wo die Gemälde hingen.

Ihr Blick traf ein Bild!

Es zeigte einen Mann. Er war furchtbar anzusehen. Im Gegensatz zu den anderen Ahnen und Schloßbesitzern war er nicht vornehm gekleidet, dieser Mensch trug so etwas Ähnliches wie ein weißes Nachthemd, es konnte auch ein Leichengewand sein.

Der Anblick dieses Menschen stieß Simone ab und faszinierte sie zugleich.

Sie mußte sich für einen dieser Widersprüche entscheiden und tat dies für den letzten.

Wie unter einem Zwang ging sie auf das Bild zu, um es aus der Nähe zu betrachten.

Dieser Ariol Le Duc sah anders aus, als die übrigen Porträts. Sein Name stand am unteren Band des Bildes in geschwungenen Lettern geschrieben.

Er selbst besaß ein graugrünes Gesicht mit Haaren auf dem Kopf, die fast die gleiche Farbe aufwiesen. Sie hoben sich kaum vom Schädel ab. Die Augen wirkten heller, die Nase dick, fast schon klumpig zu nennen. Der Mund »schaute« nach unten. Das Kinn wirkte wie weicher Pudding, die Ohren waren groß.

Seine Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab. Der Körper war sehr starr gemalt worden, trotzdem wollte Simone nicht so recht daran glauben. Irgend etwas störte sie an diesem Gemälde.

Sah es vielleicht zu echt aus?

Das lange hemdartige Gewand hatte Falten geworfen, in deren Knickstellen es grün schimmerte, als hätte sich dort ein Schimmelpilz

festgesetzt. Ariol Le Duc mußte etwas in seiner rechten Hand halten, die zur Faust geballt worden war. Simone konnte den Gegenstand nicht erkennen, weil er die Hand so gedreht hatte, daß der Gegenstand nach hinten wies.

Der Hintergrund des Bildes war dunkel gemalt worden, schwarzbraun, damit sich die heller gemalte Gestalt noch deutlicher abhob.

Wieder spürte Simone den Hauch…

Diesmal drang ihr die Kälte aus dem Bild entgegen. Sie bekam das Gefühl, gasförmiges Eis zu trinken, das tief in ihre Lunge glitt und sie ausfüllte.

Ein Schüttelfrost erfaßte sie. Simone bebte am gesamten Körper.

Ihre Mundwinkel zuckten, sie zwinkerte mit den Augen, weil sie plötzlich geblendet wurde.

Genau dort, wo der Hintergrund eine schwarzbraune Masse bildete, spaltete ein netzartiges Muster von Blitzen ihn auf. Es bildete ein zuckendes, gelbes Hin und her, umtoste die Gestalt und erwischte sie auch an verschiedenen Stellen.

Sie drangen in den Kopf, den Körper trafen sie an den Hüften, den Armen, den Schenkeln.

Die junge Frau konnte nicht anders, sie mußte sich dieses Bild einfach anschauen. Es war für sie zu faszinierend, brachte einen regelrechten Schrecken mit.

So unerwartet, wie die Blitze aufgezuckt waren, so rasch verschwanden sie auch.

Zurück blieb ein normales Bild, aus dem auch nicht mehr der eisige Hauch strömte.

Und doch war etwas anders geworden.

Ariol Le Duc, der gemalte Ahnherr, bewegte sich plötzlich. Es begann bei seinem rechten Arm, durch den ein Zucken lief, als hätte jemand einen Motor angestellt.

Der Arm drängte in die Höhe. Gleichzeitig drehte die Gestalt die rechte Hand.

Jetzt konnte Simone erkennen, was Ariol Le Duc in der Faust gehalten hatte.

Es war der Griff eines langen Messers!

Und er hatte es so gedreht, daß die Spitze der Klinge direkt auf Simone Dufour zeigte…

***

Wahrheit, Traum, Einbildung?

Simone Dufour konnte es nicht sagen. Möglicherweise kam alles zusammen. Eines jedoch war sicher. Getäuscht hatte sie sich nicht.

Dieser Ariol Le Duc, der als Gemälde vor ihr stand, war zum Leben

erwacht, hatte seine schreckliche Mordwaffe gezeigt und schien auch bereit zu sein, das Bild zu verlassen.

Er hob sein rechtes Bein an. Über dem Knie bauschte sich der Stoff des blassen Leichenhemds. Darunter fiel er in faltigen Bahnen bis zu den Knöcheln.

Zum erstenmal sah Simone, daß Ariol Le Duc an seinen Füßen klumpige Gegenstände trug, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den heutigen Schuhen aufwiesen.

Der untere Rand des Rahmens stellte für ihn kein Hindernis dar.

Er überstieg ihn einfach.

Noch immer rührte sich Simone nicht. Sie war auch nicht in der Lage, etwas zu sagen. Der Hals saß ihr zu, sie war einfach sprachlos geworden.

Er bewegte sich langsam oder so, als würde er von einer Wolke getragen, als er aus dem Bild stieg. Sein Blick hatte sich nicht verändert. Er war nach wie vor starr auf Simone Dufour gerichtet, die ihren Schock auch jetzt nicht verdaut hatte.

Mit dem rechten Fuß zuerst berührte er den Boden vor dem Bild.

Dann hob er den linken an. Nur mehr Sekunden, dann würde er das Gemälde ganz verlassen haben.

In diesem Augenblick löste sich bei Simone die Sperre. Sie streckte der Gestalt ihre Arme entgegen, ohne sie jedoch berühren zu können. Sie flüsterte nur: »Weg… geht doch weg … bitte, du mußt weggehen … was willst du von mir …?«

Ariol Le Duc dachte nicht im Traum daran, auch wenn er die Worte verstanden hatte.

Er ging weiter.

Und mit ihm kam sein Messer.

Eine graue, beinahe schon stumpf wirkende Klinge, doch daran wollte Simone einfach nicht glauben. Wenn sie von dieser Waffe erwischt wurde, war es aus mit ihr.

Aus und vorbei…

Wohin sollte sie? Nach unten laufen? Oder wieder zurück und sich im Zimmer verkriechen?

Er würde sie überall erwischen und umbringen. Sie konnte sich sehr gut vorstellen, daß er schnell war, wenn es sein mußte.

Simone Dufour hatte einfach zu lange überlegt. Plötzlich war er da und auch über ihr.

Sie spürte seine linke Hand wie eine Klammer auf ihrer Schulter.

Dieses Gewicht drückte sie gegen die Wand.

Der rechte Arm Le Ducs fuhr hoch. Das Messer machte die Bewegung mit.

Und ebenso die nach unten.

Dreimal, wie ein tödlicher Tanz.

Davon jedoch spürte Simone Dufour glücklicherweise nichts mehr. Sie befand sich schon in einem anderen Reich…

***

Vincent van Akkeren hatte sich große Mühe gegeben. Er persönlich trug die Verantwortung für den perfekt gedeckten Tisch, auf dem die weiße Decke lag und das alte Porzellan hervorragend mit dem geschliffenen Kristall der Gläser harmonierte.

In der Zwischenzeit waren seine drei Gäste auf die ihnen zugewiesenen Zimmer gegangen, um sich etwas auszuruhen. Van Akkeren, dieser Teufel, wollte nur mit ausgeruhten Menschen speisen.

Anschließend würde er mit ihnen spielen.

Sein Spiel machen.

Er dachte natürlich sofort an die Kamera. Sie sammelte die Seelen, die dann dem Teufel übergeben wurden. Drei Seelen standen auf seiner Liste. Und er dachte auch daran, wie er in Cerbac eingefallen war und die Menschen ihn als den Leibhaftigen angesehen hatten und fluchtartig den Ort verließen.

Jeden von ihnen hatte er fotografiert. Es war sein Reservoir für die Hölle.

Noch einmal umrundete er den Tisch, um nachzuschauen, ob er korrekt gedeckt worden war. Nickend dokumentierte van Akkeren seine Zufriedenheit. Da konnte sich niemand beschweren.

Außerdem würde sich das auch keiner erlauben.

Er schaute auf die Uhr.

Die Zeit, die er den drei Gästen gegeben hatte, war fast abgelaufen. Wenn sie pünktlich waren, würden sie in knapp fünf Minuten in der Halle erscheinen.

Er hatte vor, ihnen ein regelrechtes Menü zu bieten. Vorsuppe, Hauptgericht, danach das Dessert. In der alten Küche hatte er alles zubereitet.

Die Suppe war sehr heiß. Sie hatte noch vor einer halben Minute gekocht. Eine Gemüsesuppe, sehr kräftig, weil sie mit einer doppelten Rinderkraftbrühe unterlegt worden war.

Sie roch gut, als van Akkeren den Deckel abhob, um den Topf anschließend auf den Servierwagen zu stellen. Der wurde in die Halle gerollt, wo serviert wurde.

Er tat es perfekt wie ein gelernter Ober und hatte die Küche kaum verlassen, als er stehenblieb, denn zwei seiner Gäste warteten bereits in der Halle.

Sie standen nahe der Treppe, hielten sich an den Händen gefaßt und wirkten ein wenig unsicher sowie verlegen.

Van Akkeren lächelte strahlend. Ja, auch das konnte er. »Arlette und Marcel, ich freue mich, daß ihr beide meiner Einladung gefolgt seid.

Bitte, nehmt doch Platz!«
»Ja, danke«, sagte Marcel Wächter.
Im Gegensatz zu ihm schwieg sich Arlette aus. Sie fühlte sich sehr unsicher. Um ihre Lippen zuckte es, als sie versuchte, ein wenig zu lächeln.
Mit zögernden Schritten schlugen sie den Bogen, um sich der Tafel zu nähern.
Van Akkeren machte es perfekt. Auch wenn seine beiden Gäste nicht die richtige Kleidung für ein elegantes Dinner trugen, so zeigte er ihnen jedoch, daß er sie behandelte wie Herrschaften. Er rückte Arlette den Stuhl so zurecht, damit sie bequem ihren Platz einnehmen konnte.
Sie bedankte sich mit einem Nicken und einem gleichzeitig verlegen wirkenden Lächeln.
»Was sind Sie so scheu, Arlette?«
»Ich… ich … das ist alles eben zu ungewöhnlich. So etwas habe ich noch nie erlebt.«
»Dann wird es aber Zeit. Eine Frau wie Sie sollte zu Höherem geboren sein.«
»Ich weiß nicht so recht.«
Marcel stand noch. »Bitte«, sagte van Akkeren, »seien Sie so freundlich und nehmen Sie gegenüber der Dame Platz.«
»Ja, danke…«
Auch er setzte sich so vorsichtig hin, als hätte er Angst davor, daß der Stuhl zerbrechen würde.
»Mein Platz wird zwischen Ihnen sein«, erklärte van Akkeren.
»Ich möchte Sie alle sehen können.«
»Aber Simone fehlt noch«, flüsterte Arlette.
»Leider. Sie wird bestimmt gleich erscheinen. Wir sollten ruhig schon anfangen, wenn Sie einverstanden sind.«
Beide nickten. Sie waren hier nicht die Gastgeber. Man hatte sie eingeladen, und sie mußten sich den Regeln des Schloßherrn fügen.
Er lächelte sie über den Tisch hinweg an und bat um Arlettes Teller. Die Frau reichte ihm das wertvolle Stück, van Akkeren bedankte sich mit einem Nicken und begann damit, die Suppe auszuschenken. Er konzentrierte sich auf diese Arbeit, achtete deshalb nicht auf seine beiden Gäste, die sich anschauten.
Arlette hatte die Augen weit aufgerissen. Auf ihrer Stirn lag ein dünner Schweißfilm. Es ging ihr nicht gut. Wahrscheinlich lag es an ihrer inneren Nervosität, auch schielte sie des öfteren zur Treppe hin, wo eigentlich die dritte Person hätte allmählich erscheinen müssen. Von Simone Dufour aber war noch immer nichts zu sehen.
»Wo sie wohl bleibt?« hauchte Arlette über den Tisch hinweg.
Marcel Wächter hob die Schultern. Auch er hatte einen Großteil

seiner Courage verloren. »Sie war eigentlich immer pünktlich«, erwiderte er leise.

Arlette versuchte zu lächeln, was ihr mißlang. Ihr dunkler Teint hatte einen leicht grauen Einschlag bekommen.

Daß die Freundin nicht anwesend war, zerrte an den Nerven.

Van Akkeren hatte sich nicht beirren lassen und die Suppe auf den Teller gefüllt, aber ihm war die Unterhaltung der beiden nicht entgangen! Darauf kam er zurück, als er um Marcels Teller bat.

»Wissen Sie, es gibt Menschen, die sind nicht nur von einem Schloß wie diesem hier überwältigt, wenn sie sehen, sie können einfach dann nicht widerstehen, wenn sie in den Zimmern sind.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Arlette in das Plätschern der Suppe hinein.

»Ich denke da an das Himmelbett. Wobei ich mir gut vorstellen kann, daß sich ihre gemeinsame Freundin zur Ruhe gelegt hat. Möglicherweise ist sie eingeschlafen.«

»Meinen Sie?«

»Natürlich, Arlette, das kann vorkommen.« Er antwortete und reichte Marcel den gefüllten Teller.

»Dann sollten wir doch nachschauen.«

»Richtig, Marcel, das sollten und das werden wir auch. Wenn wir unsere Suppe gegessen haben. Sie ist übrigens hervorragend, wenn ich mich einmal selbst loben darf.« Er griff nach seinem Silberlöffel.

»Machen Sie sich keine Gedanken. Jetzt wünsche ich Ihnen einen guten Appetit.«

Den würden beide nicht haben. Zu gespannt war die Atmosphäre, um entspannt speisen zu können.

Als Arlette und Marcel nach den Löffeln griffen, merkten sie, daß ihre Hände zitterten. Van Akkeren beobachtete sie mit lauernden Blicken. Die Lippen hatten sich zu einem Lächeln in die Breite gezogen. Er aß bereits, während Arlette und Marcel sich noch überwinden mußten, dann den ersten Schluck löffelten und die Frage vernahmen, ob ihnen die Suppe auch schmeckte.

»Ja«, sagte Marcel, »sie ist hervorragend.«

»Das will ich auch meinen. Ich habe mir besonders viel Mühe gegeben. Eine doppelte Rinderkraftbrühe. Selbst in einem Vier-Sterne-Restaurant bekommen Sie keine bessere Qualität.«

»Das können wir nicht beurteilen, Monsieur van Akkeren«, erwiderte Marcel. »Wir besitzen nicht die Mittel, um in diesen Lokalen verkehren zu können.«

»Es macht nichts. Hier seid ihr wirklich gut aufgehoben.« Van Akkeren aß weiter. Er tat es mit Genuß. Dabei schlürfte er die Suppe wie ein zahnloser Greis.

Arlette blickte Marcel an.

Der hob nur die Schultern. Zu sagen wagte er nichts. Van Akkeren war hier der Hausherr. Ihn zu kritisieren, stand seinen Gästen einfach nicht zu.

Sie aßen selbst. Es waren mehr mechanische Bewegungen, ein Schaufeln, das sich mehrmals wiederholte. Begeisterung war nicht zu spüren.

Trotz der schlürfenden Laute wurden sie auch auf andere Geräusche aufmerksam.

Sie waren über ihnen aufgeklungen. Natürlich nicht an der Decke, noch weiter oben.

Marcel ließ als erster den schweren Silberlöffel sinken und setzte sich starr hin.

»Da war etwas«, flüsterte Arlette ihm zu. Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe.

Wächter nickte.

Auch van Akkeren hatte bemerkt, was zwischen den beiden vorging. Er pausierte ebenfalls.

»Was war das?« fragte ihn Marcel Wächter.

Van Akkeren lächelte dünn. »Dort oben, ich weiß. Ich habe es auch gehört.«

»Simone?«

»Es kann sein, liebe Arlette. Wir warten ja noch auf sie. Wir…« Er unterbrach sich selbst, weil er aus dem oberen Stockwerk einen dumpfen Laut vernommen hatte, als wäre dort jemand hingefallen.

Marcel sprang so heftig hoch, daß er gegen den Tisch stieß und das Geschirr zum Klirren brachte. »Ich muß nachschauen ich muß…«

»Bleiben Sie sitzen!« fuhr van Akkeren ihn an. »Sie wird schon kommen, die kleine Simone.«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sie tatsächlich die ersten Schritte vom oberen Ende der Treppe vernahmen. Aber was waren das für Schritte!

Nicht leicht, schnell, wie es sich eigentlich für eine Person wie Simone gehört hätte, nein sie dröhnten schwer in die Tiefe. Und jeder Schritt wurde von einem noch anderen Geräusch begleitet. Ein dumpf klingendes Tack Tack, als würde jemand etwas Schweres hinter sich herziehen.

Vincent van Akkeren saß gespannt und auch lauernd auf seinem hochlehnigen Stuhl. Er schaute über die Länge des Tisches hinweg gegen das flackernde Feuer im Kamin.

Anders Marcel. Er saß so, daß er gegen die Geländerpfosten der Treppe schauen konnte und versuchte, mit seinem starren Blick die Lücken zu durchdringen. Marcel hatte das Gefühl, vor einem schrecklichen Ereignis zu stehen.

Arlette mußte sich drehen, um etwas erkennen zu können. Das tat sie

auch sehr langsam, konnte jedoch, ebenso wie Marcel, noch nichts erkennen.

Dann erschien die Gestalt. Nicht Simone. Es war ein Mann, von dem Marcel den Kopf sah. Stufe für Stufe schritt er hinunter, und Marcel verfolgte ihn mit starren Augen.

Das durfte nicht wahr sein, sein Herz hämmerte plötzlich schneller. Er erinnerte sich an ein Gemälde, das er oben auf dem Gang an der Wand hatte hängen sehen.

Dieses Bild dort hatte den gleichen Mann gezeigt, der jetzt die Stufen hinunterging.

Marcel Wächter sprang wieder auf, während Arlette sitzenblieb.

»Wer ist das?« raunte er van Akkeren heiser zu.

»Ariol Le Duc…« Der Grusel-Star hatte den Namen langsam ausgesprochen.

»Der wahre Besitzer von Château…«

»Genau der.«

»Aber der ist doch seit langem tot.«

Van Akkeren lachte schaurig auf. Im gleichen Augenblick begann Arlette zu schreien.

Sie hatte die Gestalt jetzt ganz gesehen, weil sie nun vor der Treppe stand.

Allerdings nicht allein.

Plötzlich wußte Arlette, was diese dumpfen Geräusche zu bedeuten gehabt hatten.

Es war Ariol Le Duc gewesen, der eine Leiche hinter sich hergezogen hatte.

Simone Dufour!

***

Ich wußte nicht, weshalb der Mann geschrieen hatte, als er uns sah.

Er taumelte aus dem feinen Schneevorhang, blieb dann stehen und streckte abwehrend die Arme aus. Seine gefütterte Jacke war über und über mit feinen Körnern bedeckt, zudem sah er aus wie jemand, der einen weiten Weg hinter sich hatte.

Ich ging auf ihn zu.

»Rühren Sie mich nicht an!« rief er.

»Keine Sorge, Monsieur, wir sind vielleicht in der gleichen Lage wie Sie.«

Er holte tief Luft und ließ seine Arme nach unten sinken. »Wie kommen Sie darauf?«

Ich deutete quer über die Straße, wo ich eine kleine Bar gesehen hatte. Mehr ein Bistro, eine gemütliche Gastwirtschaft, aber in Frankreich heißt fast alles Bar.

Der Unbekannte folgte mit seinem mißtrauischen Blick dem

ausgestreckten Zeigefinger. »Sie sind nicht von hier?« fragte er.
»Nein.«
»Wo sind dann die Menschen? Haben sie sich in den Häusern verkrochen, weil es schneit?«
»Bestimmt nicht, Monsieur. Sie sind geflohen.«
Er hob die Hand und strich über sein Kinn. »Geflohen?« hauchte er. »Vor wem geflohen?«
»Wir wissen es nicht.«
»Wo kommen Sie denn her?« fragte Suko.
Er gab keine direkte Antwort. »Ich möchte in die Bar. Ich… ich brauche etwas zu trinken.« Er ging vor und schritt gebeugt daher wie ein alter Mann.
»Verstehst du das?« fragte Suko.
»Nein, aber er wird uns aufklären können.«
»Mal sehen.«
Die Bar war nicht geschlossen. Der Mann mit der Halbglatze stieß die Tür auf. Wir mußten den Kopf einziehen, als wir den kleinen, menschenleeren Gastraum betraten.
»Da!« Der Schrei des anderen durchdrang den Schankraum. »Da ist es wieder, verdammt!«
Er meinte das auf der Theke liegende Foto. Es zeigte einen Mann und eine Frau, die mitten im Raum tot in ihrem Blut lagen. Eine schreckliche Vision.
Der Unbekannte konnte den Anblick nicht ertragen. Er preßte die Hände vor das Gesicht, schüttelte den Kopf und flüsterte dabei:
»Wie oben im Schloß, wie oben…«
»Sie waren im Schloß?« fragte ich.
»Ja, da komme ich her. Ich mußte Hilfe holen, ich wollte von hier telefonieren, weil man die Reifen unseres Wagens zerstochen hatte. Verstehen Sie?«
»Noch nicht. Nur, daß Sie nicht allein unterwegs gewesen sind.«
»So ist es. Mit drei Freunden. Wir wollten eine Reise durch die Schlösser unternehmen, weil wir uns dafür interessieren. Geschichte und Kunstgeschichte, verstehen Sie?«
»Sicher. Wie heißen Sie denn?«
»Frank Didier.«
Auch wir stellten uns vor.
»Das hört sich nach England an. Ihre Namen, meine ich.«
»Ja, wir stammen aus London.«
»Ist es Zufall, daß ich Sie hier treffe.«
»In gewisser Weise schon«, sagte Suko. »Es geht uns eigentlich um Aufklärung einer grauenvollen Serie.« Er deutete auf das Foto.
»Damit hängt es zusammen.«
Didier nickte. Dabei schenkte er sich einen Cognac ein. »Im Schloß

habe ich die Aufnahmen auch gesehen. Sie zeigten uns vier, und wir waren tot.«

»Haben Sie auch den Fotografen gesehen?«

Er nickte und trank gleichzeitig.

»Wie heißt er?« fragte ich.

»Ich kenne seinen Namen nicht. Ich habe ihn nur gesehen.« Er begann damit, ihn uns zu beschreiben.

Schon nach den ersten Sätzen wußten wir Bescheid. Didier brauchte nicht mehr weiterzureden. »Van Akkeren«, sagte ich nur.

»Vincent van Akkeren. Wer sonst?«

»Ist das sein Name?« fragte Didier.

»Ja.«

»Den habe ich nie zuvor gehört. Ich kenne den Mann auch nicht. Ich sah ihn heute zum erstenmal.«

Ich lachte hart auf. »Seien Sie froh, Monsieur Didier, daß Sie ihn nicht näher kennengelernt haben.« Ich nahm einen kleinen Schluck Cognac und legte Geld neben die Kasse. »Dieser Vincent van Akkeren ist ein Teufel in Menschengestalt.«

Didier ließ sich auf einen schmalen Stuhl fallen, der vor einem der runden Tische stand. Es befanden sich nur drei davon im Raum. Wir hatten Licht gemacht. Zwei Lampen gaben einen etwas trüben Schein ab, der gerade die Theke beleuchtete. »Wie meinen Sie das denn, Monsieur Sinclair? Das mit dem Teufel.«

»Wie ich es Ihnen schon sagte. Van Akkeren kennt keine Gnade, kein Pardon. Er ist grausam. Bei ihm spielen Menschenleben keine Rolle. Er geht über Leichen.«

Frank nickte. Dabei starrte er zu Boden. »Mon Dieu«, flüsterte er.

»Wenn ich daran denke, daß meine drei Freunde sich in seiner Gewalt befinden, dann habe ich unwahrscheinliches Glück gehabt, daß ich weggelaufen bin. Aber wie wird es ihnen ergehen? Ich… ich habe die Fotos gesehen, die uns als Tote zeigten. Sieht so unser Schicksal aus?«

Ich nickte. »Wenn es nach van Akkeren geht, ganz sicher. Er besitzt eine Kamera, die man ebenfalls als Teufelswerk bezeichnen kann. Es ist ein Apparat, der Bilder von Ereignissen schießt, die erst in der Zukunft stattfinden.«

Er starrte Suko und mich ungläubig an. »Das… das ist doch nicht wahr«, sagte er leise.

»Wir lügen Sie nicht an, Monsieur Didier«, erklärte mein Freund und Kollege.

»Und meine Freunde?« wiederholte er den Satz mit zitternder Stimme.

Ich winkte ab. »Langsam, Monsieur. Wir müssen davon ausgehen, daß van Akkeren ihnen etwas antun wird. Wann das sein wird, kann

ich Ihnen nicht sagen. Ich hoffe, er läßt sich genügend Zeit damit, so daß wir dem Schloß einen Besuch abstatten können.«

»Sie… Sie wollen meine Freunde da rausholen?«

»Was sonst?« sagte Suko.

Er schluckte. »Kann ich… kann ich dann mit?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Monsieur Didier, auf keinen Fall. Es wäre zu gefährlich. Van Akkeren ist ein Mensch, der keinerlei Rücksicht nimmt. Er wird zu einer Bestie, wenn er auf jemand trifft, der sich ihm in den Weg stellt.«

»Das tun Sie doch auch!«

»Natürlich«, gab Suko lächelnd zu. »Es ist unser Beruf, diese Menschen zu jagen.«

»Sind… sind Sie Polizisten?«

»So kann man es nennen«, erwiderte ich nickend.

»Sind Sie auch seinetwegen hergekommen?«

»Genau.«

Er wollte noch etwas sagen, doch seine Gesichtszüge erstarrten.

Zufällig war sein Blick zur Tür gefallen. Die Augen weiteten sich noch mehr, der Mund stand zwar offen, nur bekam er kein Wort mehr hervor. Es waren krächzende Laute, die über seine Lippen drangen. Zudem zeigte er auf die Tür.

Suko und ich kreiselten herum.

Auf der Schwelle stand kein Mensch und auch kein Dämon, dafür ein schwebendes Etwas.

Ein weißes Gespenst…

Judy Landers!

***

Frank Didier konnte es nicht fassen. Er schlug die Hände vor sein Gesicht und preßte die Finger zusammen weil er einfach nichts sehen wollte.

Wir aber blieben cool und locker, da wir beide wußten, daß Judy harmlos war. Ein verfluchtes Schicksal hatte der Toten keine Ruhe gegeben, so daß ihr Geist, umklammert von teuflischen Kräften, umherirrte und auf eine Erlösung wartete, die so lange nicht eintreten würde, wie die Kamera existierte.

Ich winkte ihr zu. »Hallo… Judy …«

Die durchscheinende Gestalt deutete so etwas wie ein Lächeln an.

Es war so, als würde ein Lichtreflex über die Züge huschen.

Auch Suko hob den Arm und winkte ihr zu. Judy nickte zurück.

Obwohl sie ein feinstoffliches Wesen war, reagierte sie noch so, wie sie es auch als Mensch getan hatte.

Didier merkte ebenfalls, daß das Erscheinen dieser Gestalt nicht negativ zu beurteilen war. Er spürte keine Gefahr für Leib und Leben.

Seine Hände sanken und blieben mit den Flächen auf den Oberschenkeln liegen.

Als ich einen Blick auf sein Gesicht warf, war die Haut beinahe so bleich wie die Gestalt der Judy Landers.

»Sie brauchen keine Furcht zu haben, Frank. Judy ist eine alte Freundin von uns. Sie wird uns nicht angreifen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber sie ist kein Mensch.«

»Dafür ein Geist«, sagte Suko trocken.

Didier mußte lachen. »Geister – die… die gibt es doch nicht. Ich weiß, daß …«

»Wie Sie sehen, gibt es diese Geister doch«, erklärte ich. »Was Sie sehen, Frank, ist keine Einbildung.«

»Und was will sie?«

»Das werden wir noch herausbekommen. Ohne Grund ist sie nicht erschienen.« Ich ging einen Schritt auf die weiße, schwebende, in sich bewegende Gestalt zu und spürte abermals den kühlen Hauch, der mir entgegenstreifte.

»Ich freue mich für dich, Judy, daß du es geschafft hast, dich zu befreien.«

»Es war schwer genug…« Auch ihre Stimme klang geisterhaft.

Sie war mehr ein weiches Zischeln, und ich hatte Mühe, die einzelnen Worte zu verstehen.

»Dann stehst du nicht mehr unter seinem Einfluß?«

»Doch… doch, aber er konzentriert sich nicht mehr auf mich. Er hat andere Dinge vor.«

»Welche denn?«

In Judys Gesicht zuckte es. Wenn ich genauer hinschaute, konnte ich noch ihre ursprünglichen Züge erkennen. Ihre Haare hatten einstmals eine blonde Farbe besessen. Jetzt allerdings glichen sie ausfasernden Strähnen, als wären sie dünne Spinnweben, die sich zusammengedrückt hatten.

»Er will an die Templer. Ich weiß es. Baphometh lauert im Hintergrund. Er wurde zurückgeschlagen, aber es gibt Ariol Le Duc, den Grausamen. Er ist erwacht.«

»Wo?«

»Auf seinem Schloß. Es liegt nicht weit von hier. Château Le Duc ist ein gefährlicher Ort. Dort hat das Grauen lange gewartet, um endlich frei zu werden.«

»Le Duc – nicht?«

»So ist es. Man hat ihn nicht töten können. Er war ein Bild, ein Gemälde, das dachten die Menschen, die vor dem Rahmen standen und das Bild betrachteten. Es stimmte nicht. In Wirklichkeit lebte Le Duc. Er schlief nur und wartete darauf, wieder ins Leben zurückkehren

zu können. Van Akkeren hat es geschafft. Es hat ihn aus seiner Verbannung erlöst. Der unheimliche Templer ist wieder da. Er wird sich rächen wollen. Er und van Akkeren werden Seelen für den Teufel sammeln.«

»Wie hat er es geschafft?« fragte ich.

»Durch den Apparat. Er ist ein Teufelswerk, deshalb muß er vernichtet werden.«

Das sagte sich so einfach. Wir hatten es ja versucht, waren aber gescheitert. Ich freute mich, daß es wenigstens Judy Landers' Geist geschafft hatte, sich zu befreien, um uns vor der neuen Gefahr warnen zu können. Warnen wie der Abbé Bloch, der die Gefahr in seinem Würfel gesehen hatte.

»Was hat er noch vor?« fragte ich den Geist. »Kennst du eigentlich seine Pläne?«

»Ja!« drang der Hauch in den Barraum. »Er will sie alle. Die Menschen hier. Er kam in den Ort. Er nahm seine Kamera und fotografierte. Die Menschen sahen ihn und fürchteten sich. Sie wußten instinktiv, daß er Böses brachte. Er betrat die Häuser, als gehörte er zu ihnen. Er lachte und knipste. Dann ging er. Aber die Bewohner merkten, daß etwas mit ihnen geschehen war…«

»Flohen sie?« wollte Suko wissen.

»Zunächst noch nicht. Sie waren ratlos, bis van Akkeren zurückkehrte und ihnen die Fotos gab. Bilder mit Motiven, die in der Zukunft eintreten werden. Da erst war ihnen klar, daß sie von einem gefährlichen Teufel besucht worden waren, und sie taten das, was ihnen am besten erschien. Sie flohen.«

»Wohin?«

»In ihre Weinberge, in ihre Keller, wo sie den Wein lagern. Dort wollen sie die nächsten Tage verbringen, wie ich herausgefunden habe. Sie haben alles mitgenommen. Decken und Matratzen, auch Lebensmittel. Sie können dort länger bleiben.«

»Irgendwann müssen sie einmal zurück«, sagte Suko.

»Ja, wenn die Gefahr nicht mehr existiert.«

Das war mir auch klar. Allein, um den Dorfbewohnern die Rückkehr zu ermöglichen, mußten wir uns um van Akkeren kümmern.

Ich nickte dem Geist der Judy Landers zu. »Ich danke dir, ich danke dir von Herzen, möchte dich aber gleichzeitig fragen, was du noch alles vorhast?«

»Ich werde bleiben und darauf warten, daß die Seelen befreit werden. Solange ich die Chance habe, der Gefangenschaft zu entgehen, muß ich sie nutzen.«

Das war nicht schlecht. »Glaubst du denn, daß du wieder eingefangen wirst?«

»Wenn er es will, ja. Aber er beschäftigt sich jetzt mit anderen

Dingen, denn er hat Besuch bekommen. Auf seinem Schloß befinden sich drei Personen, die ahnungslos sind. Sie haben sich im Netz dieser teuflischen, zweibeinigen Spinne gefangen. Er wird sich ihre Seelen nehmen, und sie werden Ariol Le Duc kennenlernen, den unheimlichen Templer, diesen alten, grausamen Zombie.«

Das konnten wir uns gut vorstellen. Ich wollte Judy noch weiter fragen, sie aber konnte nichts mehr sagen. Plötzlich wehte ihr Unterkörper in die Höhe, als wäre er von einem Windstoß erfaßt worden.

Die Füße verloren jeglichen Kontakt zum Boden. Auf einmal schwebte sie davon, und es gab kein Hindernis, das sie aufgehalten hätte. Wir waren wieder allein.

Wir hörten Frank tief und stöhnend atmen. »Das kann doch nicht wahr gewesen sein«, hauchte er. »Das ist doch verrückt, meine ich. Ein furchtbarer Alptraum…«

»Nein, Frank, es war kein Traum.«

Er stand auf, zitternd blieb er neben dem Tisch stehen und stützte sich auf der Platte ab. »Was… was wollen Sie denn jetzt machen?« fragte er mit leiser Stimme. »Bitte…«

»Wir müssen ins Schloß«, sagte Suko, sah mein Nicken und dabei erstarrte Franks Gesicht.

»Der Templer wird Sie töten!«

»Wir müssen damit rechnen«, erklärte mein Freund. »Aber glauben Sie mir, Frank, wir verstehen es, uns zu wehren. Leicht machen wir es der Gestalt nicht.«

»Und wenn Sie verlieren?«

»Ist das allein unser Pech, unser Risiko.«

»Ich… ich möchte hier im Ort bleiben. Ich kann nicht wieder hingehen. Sie müssen das verstehen.« Er sprach abgehackt und verdrehte dabei die Finger.

»Das ist uns klar. Sie brauchen auch nicht mit hoch. Was dort zu erledigen ist, das werden wir in die Hand nehmen. Deshalb sind wir auch gekommen, mein Lieber.«

»Dann ist es gut.«

Ich nickte Suko zu. »Komm, ich möchte keine Zeit mehr…«

»Sei mal ruhig, John!«

Suko hatte sehr scharf gesprochen, so daß ich mich gezwungen sah, den Mund zu halten.

Auch Frank gab keinen Kommentar mehr. Wir standen in der Bar und lauschten.

Da hörten wir es.

Zunächst dachten wir an ein fernes Singen, als würde irgendwo ein Chor stehen, der alte Choräle sang. Das war nicht der Fall. Diese hellen Geräusche waren auch kein direktes Singen, es hörte sich an

wie Schreie.

Suko hob eine Hand. »John, das sind Schreie. Leise Schreie, als kämen sie aus einer anderen Welt.«

»So ähnlich denke ich auch.«

Didier drehte sich auf der Stelle. »Wer kann denn so schreien?« fragte er. Seine Stimme klang fast verzweifelt.

»Wir wissen es nicht.«

»Doch«, sagte Suko plötzlich. Er drehte sich und ging zur Seite.

Vorsichtig schritt er dorthin, wo sich die braune Bartheke mit dem Handlauf befand.

Auf der Theke lag dieses teuflische Foto. Es zeigte als Motiv das ermordete Wirts-Ehepaar. Sie lagen in ihrem Blut, und wir hatten die Bilder bisher nur als starre Aufnahmen kennengelernt.

Dem war jetzt nicht mehr so.

Die beiden Menschen auf dem Bild lagen zwar noch starr, aber ihre Lippen zitterten, die Münder standen weit offen. Und aus ihnen drangen die leisen, wehklagenden Rufe…

***

Auch Suko und ich, die schon einiges hinter sich hatten und daran glaubten, daß uns so leicht nichts mehr erschüttern konnte, bekamen eine Gänsehaut.

Keiner von uns traute sich, das Foto aufzunehmen. Schließlich griff ich danach, faßte es vorsichtig an und spürte, daß in diesem verfluchten Bild Leben steckte.

Es war ein Vibrieren, ein Zittern, eben ein Leben, das man nicht erklären konnte. Die Gesichter zuckten, die Augen rollten, die Lippen zitterten und die leisen, feinen Schreie wehten uns entgegen.

»Sie haben Angst!« flüsterte Suko. »Verdammt, John, die Toten hier auf dem Foto haben Angst.«

»Und vor wem?«

Mein Freund hob die Schultern.

Hinter uns hörten wir die Schritte des Frank Didier. Auch er traute sich jetzt, einen Blick, auf das Foto zu werfen. »Kann… kann es sein, daß sie Angst vor diesem Ariol Le Duc haben? Ich meine, das wäre vielleicht eine Möglichkeit.«

Suko pfiff leise durch die Zähne. »Nicht schlecht«, gab er zu.

»Was meinst du, John?«

»Kann sein…«

»Aber warum haben sie Angst?« spann Suko den Faden weiter.

»Ariol Le Duc befindet sich auf dem Schloß und…«

»Bist du dir sicher?«

Mein Freund trat einen kleinen Schritt zurück und hob die Augenbrauen. »Moment, wie meinst du das?«

»So wie ich es sagte.«
»Dann glaubst du nicht daran, daß er sich auf dem Schloß befindet?«
»Es braucht nicht zu sein. Wenn er das Bild oder wo immer er auch eingeschlossen war, verlassen hat, kann es durchaus sein, daß er sich auf den Weg gemacht hat.«
»Nach Cerbac?«
»Ja.«
Suko knetete sein Kinn. Er gab dabei noch keinen Kommentar ab; das überließ er Frank Didier. »Mein Gott, dann bin ich hier auch nicht mehr sicher.« Er ballte, die Hände, starrte uns fordernd an. Als er keinen Kommentar hörte, sagte er: »So tun Sie doch etwas! Sagen Sie was. Bitte, ich möchte, daß Sie etwas sagen! Ich… ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Ich bin hier in Gefahr.«
Suko nickte. »Wenn er das so sieht, John, hat er verdammt recht. Er befindet sich in Gefahr.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter. Wir werden gezwungen sein, unseren Plan zu ändern. Ich bin dafür, daß einer von uns hier unten im Ort bleibt.«
Suko dachte einen Moment nach. »Ja, das ist nicht schlecht. Wir müssen uns trennen.« Er lächelte mir zu. »Wie ich dich kenne, John, willst du hoch zum Schloß.«
»So ist es.« Ich räusperte mich. »Schließlich habe ich mit van Akkeren noch eine alte Rechnung zu begleichen. Du natürlich auch, aber ich gehe vor.«
»Egoist.«
Ich hob die Schultern. »Was willst du? Vielleicht hast du sogar das schlechtere Los gezogen…«
»Sie schreien weiter!« flüsterte Didier. »Hören Sie denn nicht? Sie schreien noch immer. Nicht nur die beiden hier auf dem Foto. Auch von draußen höre ich sie. Dieser… dieser Fluch muß das gesamte Dorf erfaßt haben!« stieß er hervor.
Weder Suko noch ich widersprachen. Der Mann hatte leider so verflucht recht.
»Okay, wir werden auf die Straße gehen und uns die Sache einmal genauer anschauen.«
»Ich bleibe nicht hier!«
»Das brauchen Sie auch nicht, Frank. Sie können mitgehen. Und wenn Suko später bei Ihnen bleibt, haben Sie einen Menschen in der Nähe, dem sie vertrauen können.«
»Das… das hoffe ich auch.«
Ich machte den Anfang, drückte die Tür auf und trat in den Schneeregen.
Es war dunkel, doch einige Laternen spendeten in dem Ort Licht.
Durch diese Inseln rieselte der Schnee wie ein gewaltiges Meer aus

weißgrauen, nie abreißenden Wolken. Lange Vorhänge, vom Wind geschaufelt und durch die Straßen getrieben.

Die Dächer hatten bereits eine weiße Schicht bekommen. Auf den Straßen änderte sich ebenfalls die Farbe, und an einigen Stellen war der Schnee schon verweht, weil er vom Wind in die Ecken getrieben wurde. Ein regelrechtes Sauwetter.

Ich hatte den Kragen hochgestellt. Der Wind erzeugte Geräusche, ebenso die fallenden Schneekörner, doch die anderen Laute waren ebenfalls sehr gut zu hören.

Das leise, unheimlich klingende Schreien, das aus jedem Haus drang. Ich lief quer über die Straße. In Cerbac hatte man Vertrauen zueinander, da schloß niemand seine Haustür ab.

Als ich in eine Wohnung hineinstürmte, sah ich ebenfalls das Bild auf einem Tisch liegen.

Die abgebildeten toten Personen schrieen und jammerten, als wären sie schon jetzt geknechtete Seelen.

Ich hätte mir am liebsten die Ohren zugehalten. Nur hatte es keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken. Ich mußte mich den Problemen einfach stellen.

Als ich zurückkehrte, warteten Suko und Frank im Schutz eines schmalen Vordachs auf mich. »Es ist so, wie wir angenommen haben«, berichtete ich. »Sie jammern alle.«

»Bleibt es bei unserem Plan?«

»Ja, ich werde hoch zum Schloß gehen. Frank, bitte erklären Sie mir den Weg. Komme ich mit dem Wagen durch?«

»Nein, von hier nicht. Sie müßten schon einen Umweg fahren. Der Pfad ist einfach zu schmal.«

»Dann geh mal zu Fuß«, sagte Suko.

Ich nickte. »Vielleicht treffe ich ihn ja unterwegs.«

»Wen?« fragte Didier.

»Den unheimlichen Templer…«

***

Ariol Le Duc ging noch zwei Schritte, dann blieb er stehen. Er hatte einen kleinen Bogen geschlagen. Jetzt konnte er auf und über den Tisch schauen, weil er sich an seinem Kopfende aufhielt. Noch umklammerte seine kalte Totenpranke die starre Hand der jungen Frau.

Dann löste er sie aus seinem Griff.

Simones Arm fiel nach unten. Mit einem dumpfen Geräusch polterte die Hand auf den Boden.

Da lag sie nun.

Tot, ermordet, und ihr Mörder hielt das Messer mit der langen Klinge noch in der Hand.

Totenstille hatte sich ausgebreitet. Niemand wagte auch nur, falsch Atem zu holen. Das Grauen war spürbar geworden. Arlette und Marcel hatten das Gefühl, inmitten eines Eiskellers zu hocken.

Sie wollten es nicht glauben, der plötzliche Tod ihrer gemeinsamen Freundin hatte sie einfach zu tief getroffen.

Nur Vincent van Akkeren genoß die neue Situation. Immer wenn die Kräfte der Hölle Regie führten, fühlte er sich pudelwohl. Er verließ sich auf die Regie des Höllenherrschers und fühlte sich mehr als wohl. Das machte ihm Spaß.

Ariol Le Duc, der Templer-Zombie, tat nichts. Er blieb vor dem Tisch stehen und behielt auch weiterhin seine Mordwaffe in der rechten Hand. Über die Platte hinweg begegneten sich sein und der Blick van Akkerens.

Der Grusel-Star lächelte süffisant. »Ich kann verstehen, daß Ihnen der Appetit vergangen ist. Aus diesem Grunde werden wir wohl auf den Hauptgang verzichten«, erklärte er, wobei seine Stimme vor Zynismus troff. »Es wäre ein Festmahl des Schreckens geworden, so wie ich es mir immer gewünscht habe. Wissen Sie, ich liebe Szenen wie diese hier. Sie sind etwas Besonderes. Und mit dem Besonderen habe ich mich stets beschäftigt. Nicht nur mit dem Teufel, der Hölle und dessen Erforschung. Nein, ich hatte mal einen normalen Beruf, auch wenn dieser im Vergleich zu anderen ebenfalls außergewöhnlich war. Ich habe Filme gedreht. Ich war Regisseur und Produzent in einem. Meine Filme sind keine großen Kinoknüller geworden, waren aber bei Insidern sehr wohl bekannt. Sie sind, wie soll ich sagen? – unter der Hand zu horrenden Preisen verkauft worden, weil es eben besondere Filme waren. Ich will Ihnen sagen, welcher Art sie…« Er sagte es nicht, denn er sah, daß ihm Marcel Wächter und Arlette Omere überhaupt nicht zuhörten.

Wie Wachspuppen hockten sie auf ihren Plätzen. Sie starrten ins Leere, dabei wirkten die Pupillen so, als hätte man sie in die Augen hineingedrückt. Starre Kugeln, ohne Glanz, aber tief in den Schächten, da nistete die grenzenlose Angst.

Van Akkeren griff zu seinem Weinglas. »Ich möchte noch einmal auf die Fotos zurückkommen«, sagte er leise. »Es hat sie tatsächlich gegeben. Ich wollte euch nur schon klarmachen, was euch noch alles bevorsteht. Diese Fotos sind etwas Besonderes. Motive, die sich erst in der Zukunft erfüllen werden. Für eure Freundin hat sich das Schicksal schon erfüllt. Sie lebt nicht mehr. Ariol Le Duc ist zurückgekehrt und hat seine Aufgabe prächtig gemacht.«

»Hören Sie auf«, sagte Marcel. »Bitte, hören Sie auf. Sie können uns nicht hier…«

»Ich kann alles, mein Freund. Ich habe sogar die Reifen durchstochen. Auch das Wetter kommt mir entgegen. Dieses Schloß ist

für uns alle die ideale Umgebung.«

Jetzt begann auch Arlette zu reden. »Sie ist nicht tot«, sagte sie.

»Nein, sie kann nicht tot sein. Ich glaube es einfach nicht.« Sie leierte ihre Sätze herunter, ohne Modulation in der Stimme. »Ich will es nicht glauben, ich will es einfach nicht.«

»Kleine Arlette.« Van Akkeren sprach in einem Tonfall, als würde ein Vater zu seiner Tochter reden. »Du erzählst Unsinn. Du willst dich den Tatsachen einfach nicht stellen, und das finde ich nicht gut. Sie ist tot, glaube es mir. Du kannst aufstehen und dich davon überzeugen. Faß sie an, heb sie hoch…«

»Nein!« zuerst flüsterte sie das Wort. Dann begann sie zu schreien. »Neiiinnnn…!« Ihre Stimme wetterte durch die Halle und drang als Echo hoch bis in die erste Etage, wo es noch durch den Gang wehte und dann verklang.

Arlette sank langsam nach vorn. Sie hatte die Arme angewinkelt und schob mit den Ellbogen den leeren Teller zurück. Mit den Händen vor dem Gesicht fiel sie auf die frei gewordene Fläche. Krampfhaftes Weinen schüttelte sie, und van Akkeren beobachtete das dunkelhäutige Mädchen mit kalten Blicken.

Wie ein Denker, so hatte er seine Stirn in Falten gelegt und widmete, sich Marcel Wächter. »Na, mein Freund, du bist so schweigsam. Rede, sage etwas.«

»Ich… ich kann nichts sagen.« Marcel starrte ins Leere. Er wollte die Zombies und die tote Simone nicht sehen. Eine nie gekannte und erlebte Kälte hielt ihn umfangen. Für Marcel war es nach wie vor ein schlimmer Alptraum.

»Du mußt dich daran gewöhnen!« erklärte van Akkeren. »Es hat sich einiges geändert. Wer mit mir zusammenarbeitet, der kann sich auf Überraschungen gefaßt machen.« Für ihn war das Thema vorläufig erledigt, denn er wandte sich wieder dem eigentlichen Besitzer des Schlosses zu. »Einer ist uns entwischt, Ariol. Ich möchte gern, daß du ihn zurückholst. Hast du verstanden?«

Der Templer-Zombie stierte über den Tisch. Ruckartig bewegte er die Schulterknochen, ein Zeichen, daß er begriffen hatte. Dann nickte er langsam.

»Geh jetzt!«

Als hätte jemand eine Puppe aufgezogen, so drehte sich die Gestalt langsam um, schleuderte ihr rechtes Bein vor, trat hart mit dem Fuß auf und schritt auf die Tür zu.

Verfolgt von den Blicken des Vincent van Akkeren, in dessen Augen ein nahezu teuflisches Leuchten nistete.

Marcel Wächter schaute ihm nicht nach. Er horchte unbewußt auf den harten Klang der Schritte.

Dann fuhr ein kalter Windzug, vermischt mit quirligen

Schneekörnern in die Halle. Ein regelrechter Wirbel entstand, in den der Zombie eintauchte.

Mit ebenfalls maschinenhaft anmutenden Schritten verließ er die schützenden Mauern des Schlosses und trat hinaus in den Sturm aus Schnee und Kälte. Beides machte ihm, den Untoten, nichts aus. Er war abgestumpft und kannte keinerlei Gefühle.

»Tja«, sagte van Akkeren, als er seinen Teller zurückschob. »Jetzt sind wir drei allein. Nein, vier«, verbesserte er sich, »wenn ich die Tote mit hinzuzähle. Aber die lasse ich außen vor. Hört mir zu!« peitschte seine Stimme *so* laut, daß selbst Arlette zusammenzuckte, die Hände sinken ließ und van Akkeren aus tränenfeuchten, rot geweinten Augen starr anblickte.

»Ihr habt die Fotos gesehen«, kam er wieder auf die Bilder zu sprechen. »Für einen aus eurer Runde hat sich das Schicksal bereits erfüllt. Ihr werdet eurem Schicksal nicht entgehen können. Ihr bleibt Gäste auf meinem Schloß, und ich denke dabei an die Vergangenheit, als ich noch Regisseur war. Das hier ist für mich ähnlich wie ein Film. Ihr könnt in eure Zimmer gehen und dort abwarten. Ariol Le Duc habe ich weggeschickt. Nun ich bin euer Gegner. Eine lange Nacht hindurch. Stunden des Wartens, des Schreckens. Alles klar?«

Auch Marcel fand wieder Mut, um antworten zu können. »Sie sind ein grausamer Teufel!« hauchte er.

Van Akkeren lachte. »Das weiß ich. Darauf bin ich auch stolz, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Ich werde… ich werde …«

»Was willst du?«

Marcel Wächter schluckte und senkte den Kopf. »Nichts«, flüsterte er mit heiserer Stimme. »Ich werde gar nichts.«

»Das ist auch gut so, mein Lieber.« Van Akkeren erhob sich. »Ich verschwinde für eine Weile. Was ihr macht, ist mir egal, aber denkt daran, daß ich, wenn ich euch das nächste mal begegne, nicht mehr so freundlich sein werde wie jetzt.« Er hob den rechten Arm. »Das Spiel, meine Freunde, hat begonnen.«

An seinem Platz hielt ihn nichts mehr. Er schob den Stuhl zurück, umschritt den Tisch. Als er Marcel passierte, spürte dieser einen Schauer auf dem Rücken.

Neben der toten Simone blieb van Akkeren stehen, bückte sich dann, streckte die Arme dem leblosen Körper entgegen und hob ihn so leicht an, als besäße dieser kein Gewicht.

Dann schritt er davon. Die tote Simone hatte er über seine ausgebreiteten Arme gelegt. So, wie er mit seiner regungslosen Last die geschwungene Treppe hochschritt, wirkte er wie Graf Dracula, als dieser mit seinem Opfer in einem der düsteren Räume seines Schlosses verschwand.

Auf der Galerie blieb van Akkeren für einen kurzen Moment stehen und schaute in die Tiefe. »Denkt daran, das Spiel läuft bereits. Nur ich weiß, wann sich euer Schicksal erfüllen wird. Und ich hoffe, daß euch die Fotos noch in Erinnerung sind.« Er lachte rauh und schallend. In dem Geräusch verklangen auch die harten Trittgeräusche seiner Schuhe.

Arlette und Marcel blieben zurück. Beide waren grau vor Angst geworden.

Marcel schielte dorthin, wo Simone gelegen hatte. Als Erinnerung schimmerten einige Blutflecken auf dem Boden, das war alles. Er und Arlette schafften es nicht miteinander zu sprechen. Die junge Frau weinte wieder und hatte eine Hand vor die Augen gepreßt.

Wächter stand auf. Er konnte plötzlich nicht mehr am Tisch sitzen bleiben.

Er schob den Stuhl zurück. Das kratzende Geräusch der vier Beine störte ihn dabei. Er warf noch einen Blick auf die Treppe, wo sich niemand zeigte.

Schon seit einiger Zeit war ihm der Gedanke an Flucht durch den Kopf gepeitscht. Er und Arlette mußten diesem verdammten Schloß entwischen. Es war die einzige Chance, die ihnen blieb. Und dieser Weg führte durch die Tür.

»Arlette!« zischte er. Sein scharfes Flüstern riß die dunkelhäutige Frau aus ihren Gedanken. Sie hob den Kopf und schaute Marcel aus großen Augen an, in denen das Tränenwasser schimmerte.

Er beugte sich weiter vor. »Wir müssen hier rauskommen. Mädchen!«

Sie nickte nur.

»Steh auf – die Tür! Noch ist van Akkeren verschwunden. Wenn er zurückkehrt, ist es zu spät.«

Diese Worte rissen Arlette Omere aus ihrem depressiven Zustand, aus ihrer Lethargie. Beim Aufstehen bewegte sie sich zeitlupenhaft langsam, und ihre ersten vorsichtig gesetzten Schritte glichen denen eines Kleinkindes, das Laufen lernt.

Marcel wäre längst gerannt, er nahm Rücksicht auf Arlette und faßte nach ihrer Hand. »Komm endlich, Mädchen. Komm, wir müssen weg! Hier können wir nicht länger bleiben – bitte…«

Sie ging steif neben ihm her. Ihre Hand war fast so kalt wie die einer Leiche.

Der Weg zur Tür kam Marcel plötzlich so ungemein weit vor. Er passierte den Kamin, das Feuer streifte ihn mit einem warmen Hauch, und dann atmete er auf, als er die Tür erreichte.

Marcel Wächter wußte genau, daß dieser Ariol Le Duc verschwunden war und van Akkeren nicht abgeschlossen hatte.

Weshalb gab er ihnen diese Chance?

Beinahe fürchtete er sich davor, nach der Klinke zu fassen und die

Tür aufzudrücken. Er hatte Angst, enttäuscht zu werden und wurde es trotzdem nicht.

Die Tür schwang ihm entgegen.

Er lachte auf, als er in den gewaltigen Flockenwirbel starrte, der draußen tobte. Seine Augen fingen an zu glänzen, der Weg war tatsächlich frei, auch wenn sie in die eisige Kälte hinaus mußten. Das war etwas anderes als die Kälte des Todes.

Von links schob sich ein Schatten in den dichten Flockenvorhang.

Marcel sah ihn erst später, weil er sich mit Arlette beschäftigt hatte.

Plötzlich stand der Schatten vor ihm.

Grau, groß und unheimlich…

Arlette begann zu schreien, Marcel war stumm. In den Schrei der Frau klang das harte, gnadenlose Lachen des Vincent van Akkeren, der im toten Winkel gelauert hatte.

»Ich habe mir doch gedacht, daß ihr es versuchen würdet«, flüsterte er. »Ja, das habe ich mir gedacht, aber ihr habt euch geirrt. So einfach ist es nicht, mich zu hintergehen. Ich will, daß ihr meiner Einladung Folge leistet. Ich bestimme hier, wer geht und wer kommen darf.« Er stieß seinen rechten Arm vor.

Mit der flachen Hand schlug er auf die Brust des Mannes. Marcel spürte den Schlag, dann schleuderte ihn die Kraft nach hinten. Er taumelte wieder in die Halle hinein und stolperte mit der Hacke über die Teppichkante.

Dieses Stolpern hatte ihn so plötzlich erwischt, daß er den Halt verlor und auf den Rücken fiel.

Arlette hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Erst als van Akkeren sie anfaßte und ebenfalls in die Halle hineinschob, regte sie sich wieder.

»Bitte, nicht… ich … ich …«

Er schleuderte sie gegen die Wand, wo Arlette langsam in die Hocke sank und so blieb.

Van Akkeren drückte die Tür zu und schloß sie ab. Zweimal drehte er den Schlüssel und lauschte den dabei entstehenden Geräuschen, wobei er noch lächelte, weil sie ihm gefielen.

»Ein herrliches Geräusch«, kommentierte er. »Es ist einfach wunderbar, wenn ihr versteht, was ich meine.« Im nächsten Augenblick bekam er einen Wutanfall und trat mit dem Fuß auf. »Es ist eine Unverschämtheit, meine Gastfreundschaft so zu mißbrauchen.«

Zornig ging er auf den am Boden liegenden Marcel zu, der einen harten Tritt erwartete, sein Gesicht mit beiden Händen abdeckte, doch der ihm so groß vorkommende Fuß berührte ihn nicht. Er trat neben ihm auf.

»Keine Sorge, ich werde dich nicht wie eine Laus zertreten. Für dich

habe ich mir eine andere Todesart ausgedacht.« Mit hart klingenden Tritten ging er an ihm vorbei und entschwand über die Treppe. Marcel stand erst dann auf, als er die Echos nicht mehr hörte.

Er ging zu Arlette. Sie hockte auf dem Boden und drückte ihren Rücken gegen die Wand.

»Du mußt aufstehen, Mädchen!«

»Ich will nicht!«

»Du mußt es aber!«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich… ich werde sterben, Marcel. Ich werde ebenso sterben wie Simone«

»Nein!« sagte er plötzlich. »Wir werden uns wehren, Arlette. Wir werden uns verteidigen.«

Sie lachte krächzend und auch facettenhaft. »Womit denn? Womit willst du dich wehren?«

»Ja, womit?« murmelte Wächter und schaute sich dabei um. Sein Blick streifte auch den Kamin sowie das Besteck. »Damit!« sagte er hart, rannte hin und riß einen eisernen Schürhaken an sich. Er wog ihn in der Hand und wiederholte. »Damit! Damit werden wir uns wehren.« Er war vor Arlette stehengeblieben und präsentierte ihr die Waffe.

Die junge Frau schaute sie zwar an, tatsächlich jedoch nahm sie den Schürhaken nicht zur Kenntnis. Ihr Blick war in das Innere gerichtet, sie schien den Funksignalen ihrer Seele zu lauschen.

Marcel hielt es nicht mehr aus. »So sag doch was!« keuchte er.

»Verdammt, so sag doch was!«

»Was denn?«

»Daß wir uns wehren werden. Daß wir uns nicht so leicht umbringen lassen wie die arme Simone.« Marcel sprach laut, seine Stimme brandete durch die Halle.

»Er ist stärker…«

»Auch sein Schädel ist nicht aus Beton, Arlette. Wenn er uns über den Weg läuft, werde ich den Schürhaken nehmen und ihm den Kerl über den Schädel schlagen.« Er rüttelte Arlette an der linken Schulter. »Soll ich dir auch eine Waffe holen? Es ist noch einer da, ein etwas kleinerer. Wirklich.«

»Laß es!«

Marcel wollte die Passivität der Leidensgenossin nicht länger hinnehmen. Er umklammerte ihre Schulter noch härter und riß sie einfach in die Höhe.

»Du gehst jetzt mit mir, Mädchen! Du wirst mit mir gehen, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann komm.« Er ging einen Schritt vor und merkte erst dann, daß Arlette einfach zu schwach war, um allein laufen zu können. Sie hatte

weiche Knie bekommen, knickte bei den kleinen Schritten ein und stolperte auch über ihre eigenen Füße. Bevor sie hinfallen konnte, hatte Marcel sie geschnappt und stützte sie ab.

»Reiß dich zusammen, bitte! Wir werden nach oben gehen und dort zu entkommen versuchen.«

»Wie denn?«

»Vielleicht durch das Fenster!«

»Das wird er merken.«

»Hier unten bestimmt!« Marcel hatte die letzten Sätze geflüstert.

Er wollte auf keinen Fall, daß van Akkeren, dieser menschliche Satan, ihn hörte.

Und so gingen sie weiter. Die Treppe erwies sich für Arlette als schwierig. Erst als Marcel sie härter anfuhr, da war sie bereit, ihre Füße zu heben und stolperte auch nicht mehr über die Kanten der Stufen. So schafften sie es schließlich, die Etage zu ereichen, in der auch ihre Zimmer lagen.

Sie schritten durch den Gang. Arlette stützte sich bei Marcel Wächter ab, der sich hin und wieder umschaute, weil er das Gefühl hatte, verfolgt zu werden.

Keiner war hinter ihm…

Nur die Kerzen brannten, verströmten ihr unheimliches und flackerndes Licht, das auch über die Gestalten auf den Gemälden huschte. Dieses Licht ließ sie so aussehen, als würden sie leben.

Sie aber waren tot, längst verstorben und auf den Bildern nur mehr Erinnerung.

Eines jedoch fehlte!

So eilig, wie es Marcel hatte, diesmal ging er nicht weiter, stoppte und schüttelte den Kopf. Er hatte die Gestalt des alten Templers auf dem Bild gesehen, zumindest hatte sie in einem Rahmen gestanden, nun allerdings war dieser leer.

Der Unheimliche war aus dem Bild oder der Mauer hervorgestiegen. Auch Arlette merkte, weshalb sie gestoppt hatten. »Da… da ist er doch vorher gewesen«, hauchte sie.

»So ist es.« Marcel räusperte sich. »Warte!« flüsterte er, ließ Arlette los und trat näher an das leere Rahmengestell heran. Wo er das Bild des Ariol Le Duc gesehen hatte, befand sich nun eine freie Fläche, die grauschwarz schimmerte, als wäre sie noch nachträglich in das Innere hineingezeichnet worden.

Marcel wollte sie berühren, er traute sich jedoch nicht. Statt dessen streckte er die rechte Hand aus. In ihr hielt er den Schürhaken – und bekam die nächste Überraschung serviert.

Er spürte so gut wie keinen Widerstand. Der Schürhaken drang in die schwarzgraue Fläche ein und auch hindurch.

Hastig, als hätte er sich verbrannt, zog Marcel den Schürhaken

wieder zurück. »Hast du das gesehen, Arlette?« flüsterte er heiser.

»Was?«

»Der Haken… er ist hindurchgegangen. Die Wand ist da, aber doch nicht, verstehst du?«

»Nein.«

»Da ist ein Loch, Arlette. Ein Eingang in eine andere Welt. Mein Gott, ich werde nicht mehr.«

Sie zuckte mit den Lippen, bevor sie ihre Frage formulierte. »Ein Loch? Wieso?«

»Ich weiß es nicht. Ich will es auch nicht wissen. Ich habe nur Angst davor.« Er schüttelte sich und stierte die rechteckige Fläche dabei an. »Als wäre dies der Eingang zu einem anderen Land oder einer anderen Welt, weißt du?«

»Ja.« Arlette hatte nichts verstanden, trotz der positiven Antwort.

Sie wollte auch nichts verstehen. Für sie zählte einzig und allein, daß sie mit dem Leben davonkam.

»Ich will weiter…«

»Klar, Arlette, klar.« Bis zu ihren Zimmern war es nicht weit. Zuerst passierten sie die Tür, hinter der Simones Zimmer gelegen hatte.

Sie wagten dabei kaum, zur Seite zu schauen.

Etwas weiter hatte Marcel das Zimmer zugewiesen bekommen.

Die letzte in der Reihe war Arlette gewesen.

Man hatte keine der Türen verschlossen. Auch jetzt war das Zimmer offen.

»Ich gehe zuerst«, sagte Marcel leise, nachdem er die Tür geöffnet hatte.

»Ja, bitte…«

Vorsichtig und mit schlagbereitem Schürhaken betrat er den Raum. Ein großer Schritt brachte ihn über die Schwelle. Er blieb stehen und drehte sich auf der Schwelle.

Nichts Verdächtiges zu sehen. Das Zimmer war leer. Keiner hatte etwas verändert. Alles stand noch so, wie er es verlassen hatte, Sogar die Schmutzflecke seiner Schuhe waren noch auf dem Teppich zu sehen. Er leckte über seine Lippen. Die Spannung war fast unerträglich geworden. Dann winkte er Arlette zu. »Du kannst kommen, Mädchen…«

»Ja, danke.« Sie glitt auf ihn zu. Er selbst schloß die Tür, während Arlette sich scheu umschaute. »Es… es sieht so aus wie bei mir. Die Zimmer sind wohl alle gleich.«

»Damit rechne ich auch.«

Arlette näherte sich dem Himmelbett. »Was willst du jetzt tun?«

Sie sprach leise und mit zitternder Stimme.

Er deutete auf das Fenster. »Ich will versuchen, ob ich es öffnen kann?«

»Meinst du?«
»Mal sehen.«
Scheu beobachtete Arlette den Weg ihres Freundes. Sie traute sich nicht, ihm zu folgen. Er blieb vor dem Fenster stehen und betrachtete den altmodischen Drehgriff.
Dann griff er zu. Mit einer Hand schaffte Marcel es nicht, den Griff zu bewegen. Deshalb lehnte er den Schürhaken gegen die Wand und nahm noch die zweite Hand zu Hilfe.
Auch das klappte nicht.
»Verschlossen?«
Er gab keine Antwort, keuchte und strengte sich dabei noch mehr an. Das Fenster bekam er nicht auf. Dieser Fluchtweg war den beiden Menschen versperrt.
Mit taumelnden Schritten und einem Blick, der alles sagte, ging er auf Arlette zu.
»Sie haben uns eingeschlossen, Mädchen!«
Sie nickte – und schrak zusammen, als sie an der Tür ein Geräusch hörten. Von außen allerdings. Da drehte sich etwas im Schloß. Das konnte nur ein Schlüssel sein.
Mit einem gewaltigen Satz warf sich Marcel Wächter auf die Tür zu. Seine Rechte hämmerte die Klinke nach unten, durch den Schwung rutschte er ab und schlug noch mit dem Kinn gegen das Holz.
Es hatte keinen Sinn, die Tür war und blieb geschlossen.
Tief holte er Luft, wischte über seine Augen, die Lippen zitterten, als er stöhnend sagte: »Wir stecken in der Falle.«
Arlette schaute auf seine hervorgequollenen Augen. Sie hatte sich etwas besser gefangen. »Das hat er uns doch versprochen gehabt. Denk an seine verfluchten Worte.«
»Ja, leider…«
»Jetzt bleiben wir hier, nicht?«
»Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit.« Marcel gab sich einen Ruck bevor er wieder das breite und auch hohe Fenster ansteuerte.
»Die Scheibe, wir müssen sie zerstören!«
»Glaubst du denn, damit hätte van Akkeren nicht gerechnet. Der weiß doch genau Bescheid.«
»Ich will es aber!« schrie Marcel zurück, nahm seinen Schürhaken und drosch gegen das Glas. Seine Waffe hielt er mit beiden Händen umklammert, um dem Schlag den nötigen Drive zu geben.
Jede normale Scheibe wäre in Tausende von Splittern zerbrochen, nicht aber das Glas, das in diesem Rahmen steckte. Es mußte schußund schlagsicher sein, denn nicht einmal der kleinste Sprung oder dünnste Riß war zu sehen.
Der Schürhaken prallte fast so ab, als hätte Marcel vor eine Gummiwand geschlagen.

Er taumelte zurück. Sein Gesicht bekam einen Krampf, und er sah so aus, als wollte er anfangen zu weinen.
»Da siehst du's«, sagte Arlette. »Wir haben keine Möglichkeit mehr, uns zu wehren.«
Marcel ließ die Waffe sinken und nickte. »Keine Möglichkeit«, wiederholte er flüsternd. »Sind wir verloren, Arlette? Sind wir verloren?« brüllte er. »Sag es!«
»Hör auf, Marcel, ich bitte dich. Hör auf. Ich kann es nicht mehr mit ansehen!«
»Ja!« keuchte er und drückte seinen Kopf zurück. »Ja, wir können es nicht mehr mit ansehen. Dieses verdammte Zimmer ist eine Festung!« Er drehte von einer Sekunde zur anderen durch, packte wieder seinen Schürhaken und drosch auf das Kissen des Himmelbetts wie ein Wahnsinniger ein. Er mußte sich abreagieren.
Arlette tat nichts. Sie stand da und wartete, bis der Anfall vorüber war. Mit schweißnassem Gesicht sah Marcel sie an. Dabei hob er die Schultern. »Es ist vorbei, Arlette. Es ist einfach vorbei. Es ist zum Heulen.«
»Reiß dich doch zusammen.«
Marcel nickte. Schweißtropfen lösten sich von seinem Gesicht und fielen zu Boden. »Ja, ich versuche alles. Ich werde mich zusammenreißen. Aber«, er hob den Kopf. »Ich darf doch Angst vor dem Tod haben, nicht wahr? Das ist mir gestattet!« fuhr er Arlette an.
»Auch ich habe Angst, Marcel, schreckliche Angst.«
»Aber ich kann es nicht abschütteln«, sagte er leise. »Es tut mir leid, ich packe es nicht!« Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und starrte zu Boden.
Die beiden schwiegen. Arlette lehnte noch an der Wand. Sie schaute gegen die Bilder, mit denen das Zimmer unter anderem geschmückt worden war. Sie sah die Motive der alten Landschaften und entdeckte erst jetzt neben dem Himmelbett eine alte Bilderuhr.
Das Motiv zeigte eine Flußlandschaft mit Trauerweiden und blaugrauem Himmel. Viel freie Fläche mit einem Zifferblatt drauf.
Die Zeiger standen in einem stumpfen Winkel zueinander. Dazwischen erkannte man bei genauerem Hinsehen etwas Dunkles, eine Pupille!
Arlette Omere ging vor. Nach zwei Schritten blieb sie stehen.
»Was hast du?« fragte Marcel.
»Schau mal zur Uhr!«
»Na und?«
»Da bewegt sich etwas!«
Er sprang auf. »Wo?«
Arlette gab keine Antwort. Sie ließ ihm die Chance, es selbst zu entdecken. Und Marcel sah ein Auge!

»Bist du es, van Akkeren?« schrie er. »Bist du das, du verfluchter Teufel?«

Er bekam keine Antwort, aber der zweite Kreis innerhalb des ersten verschwand. Die Uhr war wieder normal.

Kopfschüttelnd ließ sich Marcel Wächter auf einen Stuhl fallen und hob die Schultern. Die Frage seiner Begleiterin regte ihn auf.

»Was machen wir jetzt, Marcel?«

»Warten«, erwiderte dieser. »Wir warten auf unseren Tod…«

Arlette Omere begann zu weinen.

***

Ein scharfer Wind, unzählige Kristalle und eisige Kälte bissen in mein Gesicht. Ich legte den Schal um.

Ich mußte, um den schmalen Pfad zu erreichen, durch den Ort gehen. Der Wind wehte mir den Schnee ins Gesicht.

Die Welt in Cerbac hatte sich verändert. Der Ort lag schon längst unter einer weißen Schicht, die von Minute zu Minute wuchs, weil es einfach nicht aufhören wollte zu schneien. Und dabei hatte ich gedacht, wir würden in diesem Jahr keinen Winter mehr bekommen.

Aber so kann man sich irren.

Da Suko und ich nicht zu den Schönwetter-Polizisten gehörten, blieb mir nichts anderes übrig, als mich durch die weiße Pracht zu kämpfen, die natürlich auch dort lag, wo der Pfad in die Höhe führte und sich durch den Wald schlängelte.

Glücklicherweise hatte mir Frank Didier den Weg so gut beschrieben, daß ich nicht lange zu suchen brauchte. Schon beim zweiten Versuch hatte ich ihn gefunden.

Die Weinberge lagen ein Stück entfernt und zudem auf der anderen, der sonnigen Seite. Ich konnte mich durch den dichten Wald quälen, dessen Bäume eine weiße Haut bekommen hatten, die so schwer war, daß sich sogar die Äste bogen.

Der Waldboden sah noch dunkel aus. Er war feucht, manchmal schlammig, jedenfalls sehr tief, so daß meine Hacken stets einsanken.

Ich mußte hin und wieder anhalten und holte einige Male tief Luft, wenn ich pausierte. Die Bäume standen nicht immer gleich dicht. Waren die Zwischenräume größer, fand der Wind genügend Platz, um seine Schneegrüße durch den Wald zu schicken die mich jetzt an der linken Körperseite erwischten. Schnee fiel auch von den Bäumen. Oft stäubten die Flocken so stark um mich herum, daß ich kaum noch Luft zum atmen bekam.

Als kleinen Vorteil sah ich an, daß der Pfad nicht ununterbrochen nur nach oben führte. Hin und wieder schlängelte er sich auch auf gleicher Höhe weiter.

Äste griffen wie Arme nach mir, Zweige wollten mich aufhalten oder

peitschen. Ich wich stets aus, tauchte unter ihnen hinweg, rutschte mal zurück und gab mir wieder neuen Schwung, um mich durch das Gelände zu schlagen.

Natürlich ging mir das nicht aus dem Kopf, von dem Frank Didier berichtet hatte.

Van Akkeren hatte die Herrschaft über Château Le Duc übernommen, diesem ehemaligen Templerschloß, in dem die Abtrünnigen dem Dämon Baphometh huldigten.

Es stellte sich natürlich die Frage, wie stark dessen Geist noch innerhalb des Schlosses vertreten war. Auch wenn er nur latent vorhanden gewesen war, würde ein Mann wie van Akkeren dafür gesorgt haben, daß er wieder an Stärke und Einfluß gewann.

Ich hatte ihn damals mit dem Dunklen Gral besiegen können, aber er war leider nicht vernichtet.

Der Dunkle Gral. Trotz meiner schneeverklebten Lippen mußte ich lächeln, als ich an ihn dachte. Ich hätte ihn mit zum Schloß nehmen sollen, so aber hatte ich ihn im Kofferraum des Leihwagens gelassen, zu dem auch Suko den Schlüssel besaß. Der Gral gehörte zwar mir, nur hatte ich nichts dagegen, wenn mein Freund ihn auch einsetzte.

Das Schloß lag noch verborgen unter dem Schutzschild aus Dunkelheit und Schneetreiben.

Wieder mußte ich pausieren. Ich hatte mir dabei eine relativ günstige Deckung gesucht, so daß mich der Schnee, der durch die Lücken rieselte nicht erwischte.

Auf dem etwas schrägen Gelände rutschte ich ab, prallte gegen einen Baumstamm und berührte gleichzeitig einen mit Schnee beladenen Ast, dessen weiße Schicht sich löste und auf mich niederfiel.

Ich schüttelte mich frei, wollte auch weitergehen, als ich ein Geräusch vernahm, das so gar nicht in die Umgebung passen wollte.

Hier im Wald heulte der Wind längst nicht so stark wie auf der freien Fläche. Die Bäume hielten sehr viel ab. Dafür hörte ich ächzende Bäume und brechende Zweige.

Brach da etwas unter der Schneelast zusammen?

Eine normale Frage, an die ich allerdings nicht mehr glaubte, denn das Brechen hörte nicht auf. Es nahm zudem an Lautstärke zu.

Vergessen waren die Kälte und die Nässe. Ich war mir sicher, daß diese Geräusche eine andere Ursache besaßen.

Da kam jemand…

Und zwar von der Höhe, vielleicht sogar vom Schloß her. Und dieser Jemand nahm nicht den normalen Pfad, er fand seinen Weg mitten durch den Wald.

Weshalb?

Ich stand wie unter Strom, lauschte, merkte mir auch die Richtung und stellte fest, daß die Geräusche schräg vor mir aufklangen. Ich griff

unter meinen Mantel und holte die kleine, lichtstarke Halogenleuchte hervor.

Ein paar Sekunden wartete ich. Dann schickte ich den Strahl direkt in diese Richtung.

Schneeflocken tanzten in dem Lichtfinger. Er strich über Stämme, kahles, zum Teil schneebedecktes Geäst und blieb dort zitternd stehen, wo ich eine Bewegung gesehen hatte.

Etwas rutschte den Hang hinab.

Nicht allein Schnee oder Lehm, auch eine Gestalt. Sie wandte mir den Rücken zu. In ihrer weißen, dünnen Kleidung, die schon leichenhemdmäßig wirkte, sah sie aus wie ein Gespenst.

Es war kein Gespenst.

Das sah ich, als die Person sich schwerfällig umdrehte. Wahrscheinlich hatte sie der Lichtstrahl nervös gemacht.

Jetzt schaute sie hinein und zu mir hin.

Auch ich konnte sie erkennen und wußte sofort, wer da vor mir zwischen den Bäumen stand.

Ein lebender Toter, ein Zombie – Ariol Le Duc!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 525 »Tödliche Fotos«